1,30 DM / Band 11
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Die Sklavin des Pharao

Vernon Graves



Sklavin des Pharao

Damona King Nr. 11

Teil 3/3

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 21.08.1979

Sklavin des Pharao

Wie ein Staubkorn, mit dem der Wind spielt, so wurde Mike Hunter durch die unendlichen Abgründe von Raum und Zeit geschleudert. Er wusste nicht, ob die wahnwitzige Reise durch die Dimensionen nur Sekundenbruchteile oder eine halbe Ewigkeit dauerte. Die normalen Sinneseindrücke, die er gewohnt war, existierten nicht mehr für ihn.

Er fühlte sich zeitlos, empfindungslos, körperlos.

Die Eindrücke, die von überall und nirgends auf ihn einströmten, hatten mit den Realitäten seines bisherigen Lebens nicht das Geringste gemeinsam.

Sie waren unverständlich, unbegreifbar, undeutbar.

Dann, ganz abrupt und ohne feststellbaren Übergang, war auf einmal alles vorbei.

Mike spürte seinen Körper wieder. Er fühlte, sah und hörte. Die Reise aus dem Jahre 1979 in das Ägypten des Pharao Echnaton und seiner Gemahlin Nofretete war beendet. Der Schakalgott Anubis hatte Mikes Bitte erfüllt und die Zeitversetzung mit seinen magischen Kräften herbeigeführt.

Sofort versuchte Mike, sich über seine Situation klar zu werden.

Um ihn herum war es stockfinster. Nicht der kleinste Lichtschimmer drang an seine Augen. Außerdem herrschte eine bedrückende Stille.

Grabesstille!

Mike erkannte schnell, dass dieser Begriff den Nagel genau auf den Kopf traf. Er lag auf hartem, kaltem Untergrund, der unschwer als Stein zu identifizieren war. Als er die Hände ausstreckte, fühlte er auch links, rechts und über sich steinerne Platten. Er befand sich in einem länglichen viereckigen Kasten – in einem Sarkophag.

Diese Erkenntnis schockte ihn nicht. Ja, es hätte ihn eigentlich sogar gewundert, wenn es anders gewesen wäre. Anubis war der altägyptische Gott der Bestattungsriten. Grabmäler und Sarkophage waren ihm heilig. Um die Reise in die Vergangenheit überhaupt antreten zu können, hatte sich Mike in einen von der Aura des Gottes durchdrungenen Steinsarg legen müssen. Es war also nur logisch, dass auch am Ende der Reise ein Sarkophag stand.

Die große Frage war jetzt nur, wo sich dieser Sarkophag befand.

Auf dem Rücken liegend, stemmte Mike die Flächen beider Hände gegen den Sargdeckel. Einen kurzen Augenblick zögerte er noch.

Dann drückte er die Steinplatte entschlossen nach oben.

Es war Schwerstarbeit. Der Deckel des Sarkophags wog seiner Schätzung nach weit mehr als einen Zentner. Millimeter um Millimeter nur hob sich die Platte. Mike brauchte fast eine Minute, um eine spaltbreite Öffnung zu schaffen.

Und noch immer sah er kein Licht. Außerhalb des Sargs war es genauso dunkel wie im Inneren. Und genauso still. Nicht der kleinste Laut drang an sein Ohr. Er konnte also guten Gewissens davon ausgehen, dass kein menschliches Wesen in der Nähe war.

Mike mobilisierte sämtliche Energien, die in ihm steckten, und stemmte sich mit aller Kraft gegen die Steinplatte. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und die Muskelstränge rissen fast. Endlich gelang es ihm, den Schwerpunkt zu überwinden. Der Rest war ein Kinderspiel. Der Deckel klappte zur Seite.

Schwer atmend blieb Mike noch einige Sekunden im Sarkophag liegen, um die verbrauchten Kräfte zu regenerieren. Als er sich wieder einigermaßen fit fühlte, richtete er sich in eine sitzende Stellung auf.

Nach wie vor war er von Dunkelheit und Lautlosigkeit umgeben.

Er musste sich in irgendeinem Gebäude befinden, in einem geschlossenen Raum. Das war die einzige Erklärung für die absolute

Stille, die in ihrer Vollkommenheit beängstigend wirkte.

»Hallo!«, rief er halb laut und kam sich gleich ein bisschen albern vor. Das moderne englische Wort war in der Zeit der Pharaonen natürlich ein Anachronismus. Er nahm sich vor, zukünftig nur noch Ägyptisch zu sprechen. Schließlich hatte ihn Anubis diese Sprache gelehrt.

Es kam keine Antwort, kein Echo auf seinen Ruf. Dennoch gewann Mike eine Erkenntnis. Seine Stimme hörte sich ausgesprochen dumpf an. Er sah seine Vermutung bestätigt, dass er sich in einem allseits von Mauern umschlossenen Raum befand. In einem ausgesprochen engen und niedrigen Raum, wenn er sich nicht irrte.

Mike schickte sich an, aus dem Steinkasten hinauszuklettern. Er stellte sich auf die Füße und richtete sich dann langsam auf. Wie erwartet, stieß er mit den vorgestreckten Händen schon sehr bald gegen die Decke des Raums. Immerhin hatte er noch Platz genug, um bequem ein Bein über den Rand des Sarkophags zu schwingen. Mit den Zehenspitzen tastete er nach dem Boden, kam damit jedoch noch nicht in Berührung. Sein Fuß pendelte in der Luft. Das überraschte ihn allerdings nicht sonderlich. Wahrscheinlich stand der Sarg auf einem Katafalk.

So war es. Sich mit den Händen am Rand des Sarkophags festhaltend, schwang er sich nach unten. Jetzt stand er neben dem Podest des Sargkastens.

Ganz geräuschlos waren seine Kletteraktionen nicht über die Bühne gegangen. Aber er hatte offenbar niemanden aufgeschreckt. Es blieb so still wie zuvor.

Wieder streckte Mike die Hände aus. Er setzte sich in Bewegung, um den Raum zu erkunden.

Schon nach wenigen Schritten stieß er gegen ein hüfthohes Hindernis. Einen Tisch, wie es schien. Als Mike seine Hände über die Platte gleiten ließ, ertastete er allerlei Gegenstände: diverse Töpfe und Gefäße, etwas, das sich wie frische Blumen anfühlte, einige Utensilien, die er nicht auf Anhieb identifizieren konnte. Dann stieß er auf etwas, bei dem es sich fraglos um einen Laib Brot sowie um irgendwelche beerenartigen Früchte handelte.

Ein Schreck durchzuckte Mike. Er ahnte dunkel, welche Zweckbestimmung alle diese Sachen hatten. Es schien sich um Totengaben zu handeln, die die alten Ägypter ihren Verstorbenen mit ins Grab zu geben pflegten.

Ins Grab!

Das würde bedeuten, dass er sich hier in einer Grabkammer befand. Mike war belesen genug, um zu wissen, dass altägyptische Grabmäler verdammt solide von der Außenwelt abgeschlossen waren. Vieles sprach dafür, dass man ihn regelrecht eingemauert hatte!

Der Gedanke machte Mike schwer zu schaffen.

Eingemauert!

Das konnte seinen Tod bedeuten. Ohne fremde Hilfe würde es ihm wohl kaum gelingen, aus der Grabkammer wieder hinauszukommen.

Fast hektisch setzte sich Mike wieder in Bewegung, um den Raum weiter zu erforschen und vielleicht einen Ausgang zu finden.

Er fand keinen…

Die Mauern ringsum waren undurchdringlich. Wuchtige Quader, viel zu schwer, um von einem einzigen Mann auch nur um einen Millimeter bewegt zu werden, waren auf- und nebeneinander geschichtet worden. Zwar gab es kleine Fugen. Aber diese sorgten lediglich dafür, dass Luft ins Innere der Grabkammer eindringen konnte. Einen Öffnungsmechanismus konnte Mike nicht entdecken.

Einen solchen gab es wohl auch nicht. Die Pyramiden und Mastabas der alten Ägypter nannte man Häuser der Ewigkeit. Und deshalb wurden sie auch so gebaut, dass sie dem *Zahn* der Zeit für undenkliche Zeit trotzen konnten. Mike stieß einige laute Hilfeschreie aus, die jedoch ohne das geringste Echo blieben. Weit und breit schien niemand in der Nähe zu sein, der ihn hören konnte.

Es kostete Mike große Mühe, die in ihm aufsteigende Panik niederzukämpfen. Sich zur Ruhe zwingend, setzte er sich auf den kalten Steinboden und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Katafalk.

In diesem Augenblick wurde ihm erst richtig bewusst, dass er völlig unbekleidet war. Seine Kleidung, all die Sachen, die in seinen Taschen steckten, hatten die Reise in die Vergangenheit nicht mitgemacht. Es führte kein Weg daran vorbei – er war alleine auf seine Hände und seinen Verstand angewiesen. Und da er mit den Händen nichts ausrichten konnte, konnte ihm nur der Verstand helfen, aus dieser teuflischen Situation wieder herauszukommen.

Anubis! dachte er.

Der Schakalgott hatte ihn in diese verdammte Grabfalle versetzt.

Vielleicht half er ihm auch, der Falle zu entkommen.

»Anubis!«, rief er laut. »Anubis, höre mich an!«

Er bekam keine Antwort.

Abermals rief er den Gott an – wieder ohne Erfolg.

Dann schlug er sich klatschend gegen die Stirn. Natürlich, der Schakalköpfige konnte ihn wahrscheinlich gar nicht hören. Anubis war nicht allmächtig. Es bedurfte eines Katalysators, um mit ihm Kontakt zu bekommen. Und dieser Katalysator war der mit der Aura des Totengottes durchdrungene Sarkophag.

Mike zögerte nicht länger. Er kletterte auf den Katafalk und stieg dann wieder in den Steinsarg hinein. Nachdem er sich darin lang ausgestreckt hatte, versuchte er es erneut.

»Anubis, höre mich!«

Wieder antwortete der Schakalköpfige nicht.

Mike biss sich auf die Lippen. Dann fiel ihm ein, dass die ägyptischen Götter sehr viel Wert auf menschliche Ehrerbietung und Untertänigkeit legten.

»Großer, erhabener Anubis«, rief er deshalb, »ich flehe dich an, mich zu erhören!«

Das war der Schlüssel zum Erfolg.

»Was willst du schon wieder, Sterblicher?«

Innerlich atmete Mike tief auf. Anubis hatte sich gemeldet! Nicht mit Worten, die akustisch wahrgenommen werden konnten. Die Stimme des Gottes drang unmittelbar in sein Bewusstsein.

»Großer, erhabener Anubis«, sagte Mike. »Ich danke dir für die Güte, die du mir erwiesest, indem du mich in dieses Land und in diese Zeit reisen ließest. Leider hilft mir dieses nicht viel, denn meine schwachen Kräfte reichen nicht aus, das Grab zu verlassen, in das du mich versetztest!«

»Was also ist dein Begehr?« Ungnade drückte sich in der Frage des Schakalköpfigen aus.

»Ich flehe dich an, mir zu helfen, diesem Grabmal zu entfliehen«, erwiderte Mike bittend. »Reiße die Mauern nieder oder versetze mich einfach an einen anderen Ort!«

»Nein!«

»Nein?« Mike schoss das Blut in den Kopf. »Warum nicht, großer, erhabener Anubis?«

»Du beginnst, mir lästig zu fallen, Sterblicher! Einmal reichte ich dir den kleinen Finger und half dir. Nun aber willst du die ganze Hand und überschüttest mich mit Scheffeln von dreisten und unverschämten Ansinnen!«

»Aber ich bitte dich doch nur…«

»Warum bittest du mich?«, unterbrach der Schakalköpfige.

»Warum bittest du nicht deine Geliebte, dir zu helfen? Sagtest du nicht, dass ihre magischen Kräfte denen der Götter gleich sind? So frage sie und behellige mich nicht länger!«

»Großer Anubis…«

Mike spürte, dass seine Worte nicht mehr gehört wurden. Der Gott hatte sich aus seinem Bewusstsein zurückgezogen, hatte ihn seinem Schicksal überlassen.

Geistig schwer angeschlagen blieb Mike in dem steinernen Sarkophag liegen.

Warum bittest du nicht deine Geliebte!, hatte ihn der Schakalköpfige gefragt.

Mike dachte an Damona King. Ihretwegen hatte er sich in dieses Land und in diese Zeit versetzen lassen. Die Frau, die er liebte, war

von der Katzengöttin Bastet hierher verschleppt worden. Warum?

Mike wusste es nicht genau. So weit er informiert war, tobte zur Zeit im Reich der Pyramiden ein Kampf der Anhänger des Sonnengottes Aton gegen die Verehrer der alten Götter Amun, Osiris, Bastet, Anubis und wie sie alle hießen. Damona King, die als Tochter einer Hexe über starke übersinnliche Talente verfügte, sollte in diesem Kampf für die Ehre Bastets streiten. Was die Katzengöttin aber offenbar nicht wusste, war die Tatsache, dass Damona ihre magischen Kräfte keineswegs nach Belieben beherrschen konnte. Diese schlummerten normalerweise irgendwo in ihrem Körper und in ihrem Unterbewusstsein. Nur wenn sie sich in akuter Lebensgefahr befand, war Damona imstande, von ihnen Gebrauch zu machen. Eins stand jedenfalls fest: Sie konnte ihm nicht helfen aus der Grabkammer herauszukommen. Außerdem hatte sie nicht die geringste Ahnung davon, dass es ihm gelungen war, ihr zu folgen. Sie vermutete ihn in Schottland des Jahres 1979 und hatte jetzt wahrscheinlich ganz andere Sorgen, als an ihn zu denken. Nein, sie konnte ihn nicht retten.

So schwer es auch fiel, Mike machte sich langsam mit dem Gedanken vertraut, dass er in diesem Grab elendig umkommen würde.

***

Das Frauenhaus des Pharaonenpalastes in Achetaton wurde das »Goldene Haus« genannt.

Damona King fand, dass diese Bezeichnung durchaus ihre Berechtigung hatte. Das mehrstöckige Gebäude war mit Ausnahme des Säuleneingangs, der aus solidem Stein bestand, mit Lehmziegeln errichtet worden, wie das auch bei repräsentativen Prachtbauten im Lande üblich war. Die Innenausstattung des Frauenhauses jedoch ließ nichts zu wünschen übrig. Überall gab es hervorragend ausgearbeitete Reliefs, künstlerisch anspruchsvolle Mosaikarbeiten und farbenfrohe Wandgemälde. Kostbare Edelhölzer und Elfenbein aus dem sagenhaften Lande Punt, Alabaster, Elektron und Gold wohin man schaute.

Selbst der »einfache« kleine Raum, der Damona zugewiesen worden war, nachdem Abgesandte des Pharao sie aus den Händen des Sklavenhändlers Tetitaton befreit hatten, hätte durchaus einer Prinzessin zur Ehre gereichen können. Die Möbel waren aus bestem Zedernholz gefertigt und mit ornamentenreichem Schnitzwerk verziert. Das Bett war groß und weich, und es gab sogar eine kupferne Sitzbadewanne, die Damona nicht nur hübsch, sondern auch sehr zweckmäßig fand. In allem zeigte sich, dass die alten Ägypter ein bereits hoch entwickeltes Kulturvolk gewesen waren.

Damona hatte sich von den Anstrengungen der letzten Tage bereits gut erholt, als sie Besuch bekam.

Eine kostbar gekleidete Frau betrat ihren Raum. Die Frau war fraglos eine Schönheit, auch wenn sie die Blütejahre der Jugend schon eine Weile hinter sich hatte. Trotzdem fand Damona die Besucherin auf Anhieb nicht sonderlich sympathisch. In ihrem ebenmäßigen Gesicht mit dem dunklen Teint lagen ein paar Züge, die auf Arroganz und Hochmütigkeit schließen ließen.

Das bestätigte sich auch sogleich, als die Frau das Wort an sie richtete.

»Sprichst du die Sprache des Doppelreiches?« fragte sie mit nicht gerade freundlicher und etwas harter Stimme.

»Ja«, sagte Damona, die auf einem kleinen Hocker saß, »die Sprache des Landes ist mir vertraut.«

Ägyptisch war die Einzige der alten Sprachen, die sie beherrschte.

Und das obgleich sie hier am Hofe des Pharaos als Tochter der Insel Kreta auftrat. Diese ihre Rolle war nicht ohne Tücken. Wenn sie mit jemandem zusammentraf, der Kretisch mit ihr reden wollte, geriet sie in eine höchst unangenehme Situation.

»Wie heißt du?«, fragte die Frau.

»Ariadne«, antwortete Damona und erkundigte sich anschließend auch nach dem Namen ihrer Besucherin.

Die Frau zog die mit einem Kohlestift verlängerten Augenbrauen hoch.

»Du kennst mich nicht, Tochter der fremden Insel?«

Damona schüttelte den Kopf.

»Ich bin die Schwester des Sohns der Sonne!«, sagte die Frau mit hörbarem Stolz. »Du solltest also gefälligst aufstehen, wenn du mit mir sprichst!«

Jetzt wusste Damona, wen sie vor sich hatte. Sohn der Sonne – damit war Echnaton, der Pharao, gemeint. Und wenn die Frau von ihm als seiner Schwester sprach, so war das nicht unbedingt wörtlich zu nehmen. In Ägypten war es Sitte, die Geliebte oder die Ehefrau »Schwester« zu nennen. Allerdings traf es zu, dass diese Frau gleichfalls auch die leibliche Schwester oder Halbschwester Echnatons war, denn es konnte sich um niemanden anders handeln, als um die der Kunstwelt des zwanzigsten Jahrhunderts so wohlbekannte Nofretete. Wenn Damona sie ganz betrachtete, dann konnte sie tatsächlich eine große Ähnlichkeit mit der berühmten Büste der Königin feststellen.

Damona erhob sich gehorsam von ihrem Schemel. Es hatte wenig Zweck, die Große Königliche Gemahlin, wie der offizielle Titel Nofretetes lautete, zu verärgern, sie machte sogar noch eine Verbeugung.

Besondere Sympathien erwarb sie sich dadurch aber anscheinend nicht. Die Blicke Nofretetes wurden um keinen Deut freundlicher.

Und ihre Stimme auch nicht.

»Was willst du hier, Ariadne?«, fragte sie. »Warum bist du an den Hof des Sonnensohns gekommen?«

Um Echnaton zu töten und seiner Herrschaft damit ein Ende zu setzen!, dachte Damona.

Genau dies war der Auftrag, den die Katzengöttin Bastet und ihre oberste Priesterin Neithschere ihr gegeben hatten. Nur aus diesem Grund war Damona in die Sklavenrolle geschlüpft. So sollte sie auf unverdächtige Art und Weise in den Pharaonenpalast gelangen, was ja dann auch wie geplant gelungen war.

Damona ließ sich nichts von ihren Gedankengängen anmerken.

Mit gleichmütigem Gesichtsausdruck antwortete sie: »Ich bin nicht aus eigenem Antrieb hergekommen. Männer des Pharaos haben mich aus den Klauen eines Sklavenhändlers befreit, weil es nach dem Gesetz keine Sklaven mehr geben darf. Und weil ich niemanden kenne in Achetaton und nicht wusste, wohin ich gehen sollte, brachten mich meine Retter hierher.«

»Soso«, sagte Nofretete vieldeutig.

Deutlich war ihr das Missvergnügen über Damonas Anwesenheit vom Gesicht abzulesen. Ungnädig huschten ihre Blicke über die wohlgeformte Gestalt Damonas, über ihr apartes Gesicht mit den leicht schräg stehenden Augen, über ihr lang wallendes strohblondes Haar. Das Haar war zwar gefärbt, aber das ließ sich beim besten Willen nicht feststellen.

Damona ahnte, warum die Königin sie mit Unbehagen betrachtete.

Es war bekannt, dass Echnaton einiges für hochgewachsene schöne Frauen mit blonden Haaren übrig hatte. Nicht zuletzt auf dieser Tatsache baute der ganze Plan Neithscheres auf. Wie es schien, befürchtete Nofretete, dass der Pharao Gefallen an der befreiten Sklavin finden und sie selbst ins zweite Glied stellen würde.

Nur zu gerne hätte Damona der Frau gesagt, dass ihr nichts ferner lag, als sie aus ihrer Position zu verdrängen. Und sie hätte ihr auch liebend gerne den eigentlichen Grund ihrer Gegenwart im Pharaonenpalast genannt. Aber das durfte sie nicht. Die Göttin Bastet konnte durch ein magisches Amulett, das man ihr unter die Kopfhaut operiert hatte, Macht auf Damona ausüben. Ein falsches Wort, und die Katzenköpfige würde sie auf der Stelle bestrafen. Sie beabsichtigte keineswegs, Echnaton zu töten. Wie sie sich dieser Verpflichtung, die man ihr aufgezwungen hatte, entziehen konnte, wusste sie im Moment allerdings noch nicht.

»Dieses Haus ist kein Asyl für Nichtstuerinnen«, sagte Nofretete jetzt streng. »Niemand sollte die Güte und Großzügigkeit des Sonnensohns schamlos ausnutzen!«

»Das liegt mir fern, Königliche Gemahlin«, beeilte sich Damona zu

sagen.

»Freut mich, dies zu hören!« Zum ersten Mal lächelte die Große Königliche Gemahlin. »Dann wirst du bereit sein, dir deinen Lebensunterhalt durch deiner Hände Arbeit zu verdienen, nicht wahr?«

Damona nickte.

»Gut«, sagte Nofretete befriedigt. »Im Fäkalienhaus wird noch eine tüchtige Kraft benötigt. Melde dich dort!«

Das Lächeln der Ägypterin verstärkte sich, wurde spöttisch. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, drehte sie sich auf dem Absatz ihrer Sandalen um und verließ den Raum.

Erbittert blickte ihr Damona nach. Die Toilettenfrau sollte sie also spielen! Der Gedanke erfüllte sie mit Ekel. Fest war sie davon überzeugt, dass Nofretete sie mit eiskalter Überlegung zu diesem erniedrigenden Dienst befohlen hatte. Sie spekulierte natürlich darauf, dass ihr königlicher Gemahl wenig Neigung verspüren würde, ausgerechnet einer Frau aus dem Fäkalienhaus besondere Beachtung zu schenken.

Damona überlegte fieberhaft, wie sie der ihr von Nofretete übertragenen Arbeit entgehen konnte. Immerhin – sie war keine Sklavin.

Zwingen konnte Nofretete sie Wohl kaum. Die Große Königliche Gemahlin konnte sie höchstens aus dem Pharaonenpalast wegjagen.

Und wenn sie sich wegjagen ließ?

Kaum hatte Damona diesen Gedanken zu Ende gedacht, als sie es auch schon bereute.

Ein stechender Schmerz zuckte durch ihren Schädel.

›Du wirst so lange am Hofe bleiben, bis du deine Aufgabe erfüllt hast, Sterbliche!‹, drang eine lautlose Stimme unmittelbar in ihr Bewusstsein.

Bastet, die Katzenköpfige, hatte sich gemeldet und eine kleine Kostprobe der Macht gegeben, die sie über Damona besaß. Wenn die Göttin wollte, konnte sie den Kopfschmerz dank ihrer magischen Kräfte bis zur Unerträglichkeit steigern und sich Damona dadurch gefügig machen.

›Wirst du gehorchen, Sterbliche?‹ Wieder hatte Damona das Gefühl, als würden ihr tausend Nadeln in den Kopf gebührt.

›Ja‹, stöhnte sie, ›ich werde am Hofe bleiben, bis ich meine Aufgabe erfüllt habe!‹ Es folgte keine weitere Schmerzattacke. Die Katzenköpfige war zufrieden gestellt.

Damona verfluchte das magische Amulett in ihrem Schädel. Dann machte sie sich seufzend auf den Weg, um das Fäkalienhaus zu suchen.

***

Mike Hunter kam sich vor wie in einem goldenen Käfig. Seiner Schätzung nach steckte er inzwischen schon seit gut vierundzwanzig Stunden in der Grabkammer. Dennoch fehlte es ihm, abgesehen von seiner Freiheit natürlich, eigentlich an nichts.

Die Luft, die er einatmete, war gut. Die Ritzen zwischen den Steinquadern sorgten, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, für eine ausgezeichnete Be- und Entlüftung. Durst und Hunger brauchte er nicht zu leiden. Die Totengaben, die er auf dem Tisch fand, stillten seine Bedürfnisse. Das Wasser schmeckte etwas abgestanden, war aber noch gut trinkbar. Und die Früchte, Weintrauben und Oliven, befanden sich ebenfalls noch in einem einigermaßen frischen Zustand.

Und obendrein war es ihm sogar noch gelungen, Licht zu machen.

Unter den Totengaben hatte er einen fidibusartigen Feueranzünder gefunden, mit dem er die in der Grabkammer vorhandenen Kerzen anzünden konnte.

Der Kerzenschein half ihm, einiges über die Grabkammer in Erfahrung zu bringen. Die leicht angeschrägten Wände waren mit Bildern und Hieroglyphen bedeckt. Dank seiner Sprachkenntnisse, die sich nicht nur auf das gesprochene, sondern auch auf das geschriebene Wort erstreckten, war Mike imstande, die Bilderschrift zu entziffern.

Aus ihr ging hervor, dass das Grab für einen Anubis-Priester namens Hotep bestimmt war. Was Mike allerdings nicht verstand, war die Tatsache, dass besagter Hotep durch Abwesenheit glänzte. Natürlich, Gräber wurden im alten Ägypten bereits vor dem Ableben des späteren Benutzers hergerichtet. Es bestand also die Möglichkeit, dass der Anubis-Priester noch lebte. Dem widersprach allerdings die Präsenz der Totengaben. Diese wurden ja wohl normalerweise nur dann in die Grabkammer gebracht, wenn der Leichnam vorhanden war. Davon konnte jedoch keine Rede sein.

Mike dachte nicht länger über dieses Rätsel nach. Es hatte auf seine persönliche Situation keinen Einfluss. Mit oder ohne Leichnam – die Grabkammer war fest verschlossen. Er konnte sie jedenfalls nicht verlassen.

Da er nichts Besseres zu tun hatte, studierte er die Lebensgeschichte des Hotep, die die Hieroglyphen den Gepflogenheiten gemäß recht ausführlich festhielten. Demnach musste der Priester ein sagenhaft guter und rechtschaffener Mensch gewesen sein. Das allerdings wagte Mike zu bezweifeln. Die Lebensgeschichte war eine Art Rechtfertigungsbericht, der die Götter von der Fehlerlosigkeit des Toten überzeugen sollte. Und es war ganz klar, dass sich niemand selbst bezichtigte ein Halunke gewesen zu sein.

Das Leben des Hotep interessierte Mike allerdings nicht sehr. Ihm ging es weit mehr um sein eigenes Schicksal, das sich ganz offenbar in diesem reich geschmückten Steinloch erfüllte.

So etwas wie Schwermut ergriff Besitz von ihm. Über das Stadium der Verzweiflung war er bereits hinaus. Wehmütig dachte er an Damona, die Frau, die er liebte. Niemals würde er sie wiedersehen.

Dieser Gedanke machte ihm am meisten zu schaffen. ›Da war er also rund dreitausendfünfhundert Jahre in die Vergangenheit gereist, um ihr Hilfe zu bringen. Und nun, da er ihr zeitlich und wahrscheinlich auch räumlich ganz nahe war, schien sie unerreichbarer zu sein als je zuvor.

Diesen trüben Gedanken nachhängend, wurde Mike wieder einmal müde. Gleichgültig unter welcher Anspannung der Verstand eines Menschen stand, der Körper verlangte sein Recht. Auf dem Boden sitzend, mit dem Rücken gegen die Steinwandung des Katafalks gelehnt, schlief er ein.

Wie lange er im Land der Träume verbracht hatte, wusste er nicht.

Trotzdem schreckte er plötzlich hoch.

Er hatte etwas gehört.

Ein Geräusch!

Sofort war Mike hellwach und voll konzentriert. Aufmerksam lauschte er.

Da war es wieder, ein dumpfes Schlaggeräusch. Nicht in unmittelbarer Nähe, aber auch nicht weit entfernt.

Mike sprang vom Boden auf, trat an die Seitenwand heran, durch die die Geräusche nach innen drangen, und presste das rechte Ohr gegen den Stein.

Ganz deutlich konnte er es jetzt hören. Und wohl auch richtig deuten: Irgendjemand wuchtete einen schweren Gegenstand gegen eine Mauer, die fraglos Bestandteil des Grabgebäudes war, in dem er sich befand.

Weiter wuchtige Schläge wurden hörbar. Dann ertönte ein lautes Poltern.

War da jemand im Begriff, die Mastaba in ihre Einzelteile zu zerlegen?

Mike spürte, dass er ganz aufgeregt wurde. Er hielt es durchaus für möglich, dass dort gerade ein Quader aus der Außenwand des Grabgebäudes herausgewuchtet worden war.

Kam dort jemand, um ihn zu retten? War der Gott Anubis doch anderen Sinnes geworden? Hatte er jemanden geschickt, um ihn aus seinem Gefängnis herauszuholen.

Es wäre zu schön, um wahr zu sein!

Mehr als eine Minute verging, in der er nichts hörte. Dann krachte es erneut. Ganz nahe jetzt. Mike, der das Ohr nach wie vor an der Wand hatte, spürte Vibrationen.

Gar keine Frage – der Rammbock oder was auch immer dort draußen in Tätigkeit war, wurde jetzt gegen die Steinquader gewuchtet, hinter

denen er steckte.

Ein Triumphgefühl stieg in ihm auf. Die Rettung stand unmittelbar bevor!

Schon wollte er den Mund öffnen, um sich bemerkbar zu machen.

Da überkamen ihn auf einmal Bedenken.

Und wenn die Männer auf der anderen Seite der Mauer gar nicht von Anubis geschickt worden waren? Wenn sie gar nicht wussten, dass er hier eingeschlossen war, sondern die Grabkammer aus einem ganz anderen Grund erbrachen?

Mike erinnerte sich daran, was er aus seinen Geschichtsbüchern von der Epoche des Pharao Echnaton wusste. Ein heftiger Religionskrieg tobte im Land. Echnaton hatte die Verehrung sämtlicher Götter mit Ausnahme eines einzigen verboten. Nur der Kult des Sonnengottes Aton war noch erlaubt. Aber natürlich war in weiten Teilen der Bevölkerung der Glaube an die alten Götter noch fest verwurzelt. Der Anubis-Priester Hotep zum Beispiel hatte sich keinen Deut darum geschert, dass Aton der neue und einzige Reichsgott war. Der Name Aton oder sein Symbol, die Sonnenscheibe, fanden bei den Grabinschriften überhaupt keine Erwähnung. Zum Schluss seines Lebensberichts erflehte er den Segen Gottes Amun, vertraute er auf ein gerechtes Urteil des Totenrichters Osiris und erbat den Beistand des schakalhäuptigen Anubis.

Und genau das konnte der Grund sein, aus dem sein Grabmal jetzt aufgebrochen wurde. Ganz genau wusste man im zwanzigsten Jahrhundert von der Epoche Echnatons, dass der Pharao rücksichtslos die Namen der alten Götter tilgen ließ, wo auch immer sie anzufinden waren. Vor allem in Pyramiden, Mastabas und sonstigen Grabstätten. War es deshalb nicht möglich, dass dort draußen jetzt ein Trupp von Fanatikern Atons stand, die gekommen waren, die Namen und Bilder der alten Götter aus dem Stein zu meißeln?

Wenn dem so war, durfte er nicht davon ausgehen, dass ihm die Männer besonders freundlich gesonnen waren. Ja, er musste unter Umständen sogar damit rechnen, dass sie ihn töteten. Fanatiker waren unberechenbar.

Mike überlegte, was er jetzt tun sollte. Wenn es stimmte, dass sich Fanatiker vor allem durch wilde Entschlossenheit auszeichneten, dann standen da draußen bestimmt welche. Immer wieder krachte der Rammbock gegen die Wand. Die Männer schienen kaum Atem zu schöpfen.

Und die Wirkung blieb nicht aus. Einer der schweren Quader hatte seine Lage bereits verändert, war im Begriff, sich aus dem Mauerverbund zu lösen und in absehbarer Zeit nach innen zu stürzen.

Schon konnte Mike menschliche Stimmen vernehmen. Ganz schwach nur und noch durch die Mauer gefiltert, aber doch bereits sehr nahe.

In ein paar Minuten würde er den Eindringlingen wohl gegenüberstehen. Und dann?

Der Gedanke kam Mike, war es überhaupt erforderlich, dass es zu einer direkten Konfrontation mit den Männern kam? Wenn er sich hinter dem Katafalk versteckte und dann versuchte, mit blitzschnellem Auftritt durch die geschaffene Öffnung das Weite zu suchen, bevor man auf ihn überhaupt richtig aufmerksam wurde?

Je mehr er über diese Idee nachdachte, desto besser gefiel sie ihm.

Zwar wusste er nicht, was ihn außerhalb der Grabkammer erwartete. Aber er glaubte eigentlich nicht, dass sich seine Situation verschlechtern konnte.

Ja, so würde er es machen.

Schnell löschte er die brennende Kerze und wartete dann ab. Die Rammstöße gingen weiter. Die Männer dort draußen arbeiteten systematisch und zielbewusst. Inzwischen konnte Mike Kommandotöne verstehen – das ägyptische Äquivalent von hau ruck! Gleich mussten sie durch sein.

Mike zog sich hinter den Katafalk zurück und bezog dort Lauerstellung.

Dann war es so weit.

Ein lautes, krachendes Poltern ertönte. Einer der Steinquader stürzte nach innen. Die Erschütterung der ganzen Grabkammer war so groß, dass der Boden bebte.

Flackernder Lichtschein, der von mehreren Fackeln stammen musste, drang an Mikes Augen, erfasste ihn aber noch nicht. Er duckte sich zum Sprung.

Lärmende Männerstimmen wurden laut, die rau und heiser klangen und Befriedigung über das erfolgreiche Wegbrechen des Eingangsquaders ausdrückten.

Der Fackelschein wanderte durch die Grabkammer, begleitet von den Schrittgeräuschen tappender Füße.

Die Ausrufe der Befriedigung wandelten sich in Enttäuschung, ja in Wut.

Und plötzlich begriff Mike, was das für Männer waren, die die Gruft erbrochen hatten. Die Worte, die sie sich zuriefen, ließen eigentlich keinerlei Zweifel aufkommen.

Es waren keine Fanatiker, keine religiösen Eiferer, die für irgendeinen Gott stritten. Die Männer waren nichts anderes als das, was man im zwanzigsten Jahrhundert schlicht und einfach als Gangster bezeichnete.

Grabräuber!

Einbrecher und Diebe, die gekommen waren, um die Kostbarkeiten des Grabes zur rauben.

Mike wunderte sich nicht über den Ärger der Männer. Außer den

Bildern und den Hieroglyphen an den Wänden, ein paar einfachen Tonfiguren, den Totengaben auf dem Tisch und dem leeren Sarkophag enthielt die Grabkammer nichts. Gold, kostbarer Schmuck oder sonstige Wertgegenstände, wie sie sonst in den Gräbern der Wohlhabenden üblich waren, gab es nicht. Das musste die Grabräuber natürlich aufs Äußerste verbittern.

Flüche hallten durch den Raum. Mehrere Männer sprachen gleichzeitig. Dennoch konnte Mike einige Kernsätze herausfiltern.

»Wir sind getäuscht worden!«

»Dies ist nicht das richtige Grab des Priesters Hotep!«

»Bestimmt liegt der Sohn des Schakals gar nicht in diesem Sarkophag!«

Jetzt wurde Mike manches klar. In einer Zeit, in der Grabräuber und religiöse Fanatiker die Ruhe der Toten störten, kam so etwas sicherlich des Öfteren vor. Wer es sich leisten konnte, erbaute als pures Ablenkungsmanöver eine Grabkammer, ließ sich dann aber tatsächlich ganz woanders bestatten. So schien es wohl auch der Anubis-Priester Hotep gemacht zu haben. Kein Wunder demnach, dass sein Leichnam nicht vorhanden war.

Diese Gedanken huschten Mike in Sekundenschnelle durch den Kopf.

Genauso schnell drängte er sie in den Hintergrund seines Bewusstseins ab. Andere, lebenswichtige Dinge hatten jetzt Vorrang.

Er musste schleunigst raus aus der Grabkammer. Die Grabräuber waren stocksauer. Der Teufel mochte wissen, was sie in ihrer Wut mit ihm machen würden, wenn er ihnen in die Hände fiel.

Schritte näherten sich dem Steinsarg. Die Eindringlinge wollten sich davon überzeugen, ob der Sarkophag wirklich so leer war, wie sie vermuteten.

Es wurde höchste Zeit für Mike.

Noch hatten die Männer seine Anwesenheit nicht bemerkt. Aber das würde sich gleich ändern. Schon sah Mike mehrere Schatten unmittelbar vor sich.

Er zögerte nicht länger.

Mit einem wahren Panthersatz schoss er aus seiner geduckten Stellung hoch.

Er umrundete den Katafalk und rannte dorthin, wo der Quader aus der Mauer gebrochen war. Nur aus den Augenwinkeln sah er drei, vier Männer, die ihn entgeistert anstarrten.

Mike nahm sich nicht die Zeit, sonderlich auf sie zu achten. Bevor sie ihre Schrecksekunden überwunden hatten, musste er aus ihrer Mitte verschwunden sein.

Er erreichte den Quader, lief um ihn herum. Ein knapp brusthoher, schmaler Gang lag vor ihm, der so dunkel war wie die Nacht.

Er war sich ganz sicher, dass dieser Gang ihn ins Freie führen würde.

Einer der Männer in seinem Rücken stieß einen lauten, wilden Schrei aus.

Mike kümmerte sich nicht darum. Er nahm den Kopf nach unten, krümmte sich zusammen und schlüpfte dann in den dunklen Gang hinein.

Viel weiter kam er nicht.

Er stolperte über einen dicken Balken, der auf dem Boden lag.

Der Rammbock, schoss es ihm durch den Kopf.

Das war der letzte Gedanke, den er hatte.

Das Stolpern hatte ihn aus dem Gleichgewicht gebracht. Er ruderte mit den Armen in der Luft herum, um sich auf den Beinen zu halten. Aber das gelang ihm nicht.

Er kippte vornüber, schlug dabei hart mit der Stirn gegen einen Steinquader.

Augenblicklich verlor er das Bewusstsein.

***

Das Schicksal meinte es gut mit Damona und ersparte ihr den erniedrigenden, widerwärtigen Dienst, zu dem Nofretete sie abkommandiert hatte. Als sie sich noch auf dem Weg zum Fäkalienhaus befand, trat ihr ein muskulöser Neger in den Weg.

»Du bist das neue Mädchen von der Insel Kreta?«, erkundigte er sich mit gutturaler Stimme.

»Ja.«

Der schwarze Modellathlet nickte befriedigt. »Der Pharao will dich sehen… äh … wie heißt du?«

»Ariadne«, gab Damona Auskunft.

»Ein hübscher Name«, sagte der Neger und grinste breit. Seine Blicke tasteten Damonas Körper von den Haaren bis zu den Zehenspitzen ab. »Du bist überhaupt ein sehr hübsches Mädchen«, stellte er fest. »Echnaton wird großen Gefallen an dir finden. Wenn du es geschickt anstellst und den Wünschen des Sonnensohns willfährig bist, steht dir eine große Zukunft am Hofe offen.«

»Was meinst du damit?«

»Du wirst schon sehen, Tochter der fernen Insel«, lachte der Schwarze, der vermutlich bis zu seiner Freilassung ebenfalls ein Sklave gewesen war.

Auf einmal wurde sein heiteres Gesicht sehr ernst. »Sei vorsichtig, Ariadne«, sagte er gedämpft.

»Vorsichtig?«

»Hüte dich vor Nofretete! Sie hasst jede Frau, die den Augen des Pharao wohlgefällig ist.«

Damona stieß einen Seufzer aus. »Davon habe ich schon einen Vorgeschmack bekommen. Sie hat mich für den niedrigsten Dienst am

Hofe ausersehen.«

Der Neger winkte ab. »Wenn es nur das ist… Beschränkt sie sich auf solche kleinen Dinge, kannst du dich glücklich schätzen.«

»Was könnte sie mir sonst noch antun?«, fragte Damona.

»Du bist noch sehr naiv und unerfahren, Ariadne. Der Hass der Großen Königlichen Gemahlin schreckt vor nichts zurück. Sie könnte dich ohne weiteres…«

»Ja?«

Der Schwarze blickte sich nach allen Seiten in dem breiten Wandelgang um, so als fürchte er, dass die Wände Ohren hatten.

»Sie könnte dich umbringen lassen!«, flüsterte er dann. »Nicht die Erste wärst du, deren namenloser Leichnam den Krokodilen zum Fraße gereicht.«

»Oh!«

»Beeile dich nun«, wechselte der Neger übergangslos das Thema.

»Echnaton erwartet dich!«

Damona blickte an ihrem schmucklosen einfachen Gewand herunter. »Soll ich so…«

»Aber nein«, nahm ihr der Neger das Wort aus dem Mund. »Willst du die Königin im Herzen des Sonnensohns werden, musst du ihm auch wie eine Königin begegnen. Kehre ins Goldene Haus zurück und schmücke dich. Dann warte ab, bis du gerufen wirst.«

Der schwarze Mann nickte ihr noch einmal freundlich zu und ging dann davon.

Achselzuckend setzte sich auch Damona wieder in Bewegung und machte sich auf den Rückweg zu ihrem Zimmer.

Dort wusste man bereits Bescheid. Zwei jüngere Frauen warteten auf sie, um sie auf ihren Besuch beim Pharao vorzubereiten. In den nächsten Stunden ließ sich Damona baden, mit aromatischen Essenzen salben und besprühen, ihr Haar auf kunstvolle Art und Weise arrangieren, das Gesicht mit Farbstiften und Puderdosen verschönern und mit einem golddurchwirkten, raffiniert aufgeschnittenen Gewand bekleiden, das ihr Brust frei ließ.

Als sie sich anschließend im Spiegel betrachtete, hätte sie sich selbst bald nicht wiedererkannt. Ihr Gesicht hatte einen leicht grünlichen Teint angenommen. Hierfür war der Malachitstaub verantwortlich, von dem ihre Helferinnen reichlich Gebrauch gemacht hatten. Damonas Proteste wehrten die beiden fast leidenschaftlich ab.

Sie erklärten ihr, dass Malachitstaub das Schönste sei, was es auf Erden gab, und deshalb ein Muss für jede Frau von Welt darstelle. Damona ließ sich überzeugen, zumal sie sich erinnerte, dass auch Nofretete einen Stich ins Grünliche gehabt hatte.

Gar nicht einverstanden aber war sie mit dem unerhört offenherzigen Kleid. So sollte sie durch die Gegend laufen?

Nein!
Ihre Ablehnung versetzte die beiden Frauen in Erstaunen.
»Aber wieso?«, wunderte sich die eine. »Ist dieser Modestil auf deiner Insel nicht die allgemeine Sitte?«
Damona erinnerte sich. Natürlich, auf Kreta war es seit jeher üblich, dass die Frauen die Brust frei trugen. Zahllose Bilder und Statuen, die die Archäologen ausgegraben hatten, kündeten davon.
»Nun ja«, sagte sie deshalb, »aber wir sind hier nicht auf meiner Insel, sondern im Lande Kernet.«
Diesen Einwand ließen die beiden nicht gelten.
»Der Sohn der Sonne legt Wert darauf, dass ihm seine Gäste in der Tracht ihres Landes gegenübertreten«, bekam sie Bescheid. »Willst du dich den Wünschen des Pharao entgegenstellen, Ariadne?«
Wohl oder übel musste sich Damona fügen. Ein Blick in den Spiegel überzeugte sie zudem davon, dass sie sich diese Mode sehr wohl leisten konnte. Sie machte in dem Kleid eine gute Figur – im wahrsten Sinne des Wortes.
Sie war bereit, dem Herrscher des Doppelreiches ihre Aufwartung zu machen.‹ Zuvor betrat noch eine dritte Frau den Raum. Sie trug eine Schüssel mit Obst bei sich, bei deren Anblick Damona das Wasser im Munde zusammenlief.
»Bevor du zum Sohn der Sonne gehst, solltest du noch eine kleine Labung zu dir nehmen«, sagte die Frau und hielt Damona die Schüssel hin.
Damona nahm die Früchtepracht nur zu gern entgegen. So herrliche, große Weintrauben hatte sie selten gesehen. Herzhaft griff sie in die Schüssel hinein.
Und zuckte im gleichen Augenblick zurück.
Ein stechender Schmerz machte sich an ihrer Handfläche bemerkbar.
Die beiden Frauen, die sie geschminkt und angekleidet hatten, schrien in gellendem Entsetzen auf.
Jetzt erkannte Damona, was passiert war.
Der geschuppte Kopf einer kleinen Schlange ragte zwischen den Weintrauben hervor.
Eine Sandviper!
Damona wusste, dass ihr Biss unbedingt tödlich war. Innerhalb von wenigen Sekunden…

***

Die Bewusstlosigkeit konnte nur wenige Sekunden gedauert haben.
Als Mike Hunter wieder zu sich kam und sich mit der Hand über die schmerzende Stirn fuhr, spürte er frisches Blut, das aus einer Platzwunde sickerte.
Innerhalb weniger Augenblicke war er wieder voll da. Aufgeregte,

hektische Stimmen drangen auf ihn ein. Stimmen, die sich von ihm entfernten. Er hatte keine Mühe, einiges von dem zu verstehen, was da gerufen wurde.

»Aton schütze uns vor der Rache des Wiedergeborenen!«

»Nichts wie weg hier!«

»Großer Anubis, wir bitten um Vergebung, dass wir das Grab deines Dieners schändeten!«

Die Stimmen wurden leiser. Hastende Schrittgeräusche verklangen, und auch der noch erkennbare Fackelschein verschwand. Mike wurde wieder von tiefer Dunkelheit und Lautlosigkeit umringt.

Tief atmete er auf. Er glaubte begriffen zu haben, was die Grabräuber zu ihrer überstürzten Flucht veranlasst hatte. Ihr Schock, einem lebenden Menschen in einer fest verschlossenen Grabkammer begegnet zu sein, musste sehr groß gewesen sein. Anscheinend hatten sie gedacht, dass der Anubis-Priester Hotep von den Toten auferstanden war. Und diese Annahme hatte sie begreiflicherweise in wilde Panik versetzt.

Mike sollte es mehr als recht sein. Der Grabeingang war aufgesprengt worden. Wenn ihn nicht alles täuschte, stand seinem Weg ins Freie nichts mehr entgegen.

Ein paar Augenblicke lauschte Mike noch in die Dunkelheit hinein. Alles blieb ruhig. Die Grabräuber schienen wirklich nicht mehr in der Nähe zu sein.

Mike rappelte sich vom Boden auf. Sein Schädel brummte zwar wie ein Bienenschwarm, aber ansonsten fehlte ihm nichts. Wieder rieb er sich über die Stirn. Die Platzwunde blutete nur noch ein bisschen. Kein Grund, sich deswegen Gedanken zu machen.

Zunächst orientierte er sich. Links musste die Grabkammer liegen.

Also ging es in der entgegengesetzten Richtung nach draußen. Geduckt und mit vorgestreckten Händen bewegte sich Mike vorwärts.

Sein Kopf hatte einmal Bekanntschaft mit dem harten Stein gemacht.

Ein zweites Mal sollte ihm das nicht passieren.

Nach wenigen Yards schon stieß er mit den Handflächen gegen ein Hindernis – eine Mauer. Aber das beunruhigte ihn kaum. Zwar war es nach wie vor stockfinster. Von der Seite spürte er jetzt jedoch einen leichten Luftzug. Keine Frage, dass der Gang hier nur einen Knick machte und nach rechts weiterführte.

So war es. Ohne Schwierigkeiten konnte Mike weiter vordringen.

Und wenig später schon wusste er, dass er es geschafft hatte. Die völlige Dunkelheit hellte sich etwas auf, nahm eine andere Schattierung an.

Der Nachthimmel blickte in das Grabmal hinein!

Gebückt legte Mike die letzten paar Yards zurück. Dann hatte er den äußeren Eingang der Mastaba erreicht. Bevor er hinaustrat, blieb er

abermals kurz stehen. Er lauschte angestrengt und spähte in das nächtliche Dunkel hinein.

Es war eine klare Nacht. Der Mond stand als halbe Sichel am Himmel, und eine Vielzahl von Sternen blinkten wie Diamanten. In ganz schwachen Umrissen konnte Mike die nähere Umgebung erkennen.

So weit er blicken konnte, waren Grabmäler verschiedener Größen errichtet worden – einfache Steinhügel, Mastabas, ja selbst Aufbauten in Pyramidenform. Genau so hatte sich Mike immer einen altägyptischen Friedhof vorgestellt.

Irrte er sich, oder hörte er da in einiger Entfernung jetzt wirklich Stimmen?

Mike hielt den Atem an und legte die Hand hinter das Ohr.

Nein, er konnte nichts wahrnehmen. Wahrscheinlich hatte ihm der leichte Wind, der über die Gräber hinwegstrich, einen kleinen Streich gespielt.

Es fröstelte ihn jetzt ein wenig. Die nächtliche Kühle tat seiner nackten Haut nicht besonders gut. Zwar war er heilfroh, dass er es geschafft hatte, der Todesfalle des Grabes zu entgehen. Aber das änderte wenig an der Tatsache, dass er sich auch in seiner derzeitigen Situation reichlich unbehaglich fühlte.

Langsam wurde es Zeit für ihn, sich über die Zukunft Gedanken zu machen. Zunächst über die nähere. Er musste runter von diesem Steinfriedhof, musste irgendwie unter Menschen, um anfangen zu können, sich in dieser Welt zurechtzufinden.

Sich noch einmal nach allen Seiten umblickend, verließ er schließlich das Grabmal des Priesters Hotep. Bemüht, keine Geräusche von sich zu geben, schlich er in geduckter Haltung los. Ein bestimmtes Ziel hatte er noch nicht. Aber irgendwo mussten die Begräbnisstätten ja einmal ein Ende haben.

Mike erreichte das Ende des Friedhofs. Aber damit war er noch nicht entscheidend weiter. Er stieß auf eine Felsenwand, die fast senkrecht in die Höhe strebte. Bald machte er die Feststellung, dass die Felsen ringsum allgegenwärtig waren. Die ganze Begräbnisanlage war in einem Talkessel untergebracht. Aber es gab natürlich einen Zugang, wo die Felsen breit auseinanderklafften, nachdem Mike fast den ganzen Kessel abgeschritten hatte, fand er diesen Zugang.

Und was lag dahinter? Mike konnte es nicht erkennen. Die Dunkelheit hinderte ihn daran.

Nach abermaligem kurzem, angespanntem Warten trat er entschlossen hindurch.

Er kam nur wenige Yards weit.

Völlig unerwartet war er plötzlich von mehreren Gestalten umringt. Fackeln flackerten auf, Männerstimmen wurden laut.

»Halt!«
Mike war aufs Äußerste verblüfft. Die Männer schienen ihm hier regelrecht aufgelauert zu haben.

Bevor er sich von seiner Überraschung erholt hatte, fühlte er sich von mehreren Seiten gepackt und mit harten Griffen festgehalten.

Die Grabräuber?

Nein, es waren mehr als jene vier, die die Mastaba aufgebrochen hatten. Und sie sahen auch anders aus. Sie trugen geradezu uniformiert wirkende rote Lendentücher und hatten alle ein glänzendes, scheibenartiges Symbol an der Stirn.

Und sie waren bewaffnet – mit langen Speeren, keulenartigen Knüppeln und anderen Mordwerkzeugen.

Einer von ihnen unterschied sich von den übrigen. Er trug zu seinem Schurz einen wallenden Umhang, der purpurfarben schimmerte. Und sein Haar flatterte nicht frei im Wind, sondern wurde durch ein rotgelbgestreiftes Tuch, das kunstvoll hochgebunden war, verdeckt. Auf Anhieb vermutete Mike, dass dieser Mann der Anführer der Gruppe sein musste.

Seine Vermutung stellte sich schnell als richtig heraus.

Im befehlsgewohnten Ton kommandierte der Kopftuchträger:

»Leuchtet in sein Gesicht!«

Zwei Fackeln wurden ihm so dicht vor die Augen gehalten, dass Mike fast geblendet wurde.

Der Anführer trat näher und musterte Mike wie ein Scharfrichter den zum Tode Verurteilten. In seinem scharfgeschnittenen, asketischen Gesicht, dessen Alter nur schwer abzuschätzen war, zuckte es leicht.

»Bringt den Verbrecher her!«, schnarrte er, nachdem er die Begutachtung der Person Mikes abgeschlossen hatte.

Zwei Männer zerrten einen dritten herbei. Dieser sah etwas ramponiert aus und hatte die Hände mit einem Strick auf dem Rücken zusammengebunden.

»Ist das der von den Toten Wiederauferstandene?«, bellte der Anführer.

Der Gefesselte blickte Mike scheu von der Seite an. Er schluckte, antwortete aber nicht.

Einer der beiden, die ihn angeschleppt hatten, versetzte ihm einen brutalen Stoß in die Seite.

»Du bist etwas gefragt worden, räudiger Schakal!«, schnauzte er den Mann an.

Dieser blickte nicht seinen Peiniger, sondern Mike furchtsam an.

»Ja, das… das ist er«, stammelte er.

Der Befehlshaber im purpurnen Umhang hatte eine Peitsche in der Hand. Mit dem Knauf hob er Mikes Kinn an.

»Hm«, machte er, »zugegeben, die Farbe seiner Haut ist bleich wie

die der Verschiedenen. Ansonsten jedoch sieht er nicht aus wie jemand, der bereits in Osiris' Reich weilte!«

Er trat zwei Schritte zurück und schlug dann ganz unvermutet mit der Peitsche zu.

Unwillkürlich stieß Mike einen Schrei aus. Der Peitschenhieb hatte die Haut an seiner rechten Wange aufplatzen lassen. Dennoch hatte er weniger aus Schmerz denn aus Überraschung aufgeschrien.

Rau lachte der Peitschenschwinger auf. »Und auch seine Schreie gleichen nicht jenen eines Toten! Dieser Mann ist einer wie du, Verbrecher – einer der die Häuser der Ewigkeit schändet!«

Er wandte sich wieder an Mike. »Habe ich Recht, Sohn eines weißhäutigen Schweins?«

Langsam begriff Mike die Situation. Bei dem gefesselten Mann handelte es sich ohne Frage um einen der Grabräuber, die Hoteps Mastaba aufgebrochen und von ihm, Mike Hunter, zu Tode erschreckt worden waren. Und der Purpurne und seine Leute? So etwas wie das altägyptische Äquivalent von Friedhofswärtern oder Polizisten anscheinend. Wie es schien, war ihnen der Grabräuber in die Arme gelaufen und hatte von der Begegnung mit Mike berichtet.

»Antworte!«, herrschte der Purpurfarbene ihn an.

Die beiden Männer, die ihn festhielten, schüttelten ihn wie einen Obstbaum. Mike wehrte sich.

»Loslassen«, knurrte er, »ich habe nichts…«

Der Befehlshaber klatschte ihm wie beiläufig den Handrücken ins Gesicht.

»Wenn du Widerstand leistest, wirst du noch in dieser Nacht den Raubvögeln zum Fraß dienen!«

Drohend hob der Mann wieder die Peitsche. Und auch die anderen zeigten durch ihre Haltung an, dass sie jederzeit bereit waren, sich auf ihn zu stürzen.

Mike sah ein, dass es wenig Zweck hatte, sich auf Handgreiflichkeiten einzulassen. Die Männer waren bewaffnet und ihm vor allem zahlenmäßig weit überlegen. Er hatte nicht den Hauch einer Chance gegen sie.

»Ich leiste keinen Widerstand«, versprach er deshalb ergeben.

Der Befehlshaber lächelte befriedigt. Spielerisch ließ er die Peitschenschnur durch seine Hände gleiten.

»Wer bist du?«, wollte er wissen.

»Ich…«

Mike stockte. Bisher hatte er sich noch keinerlei Gedanken darüber gemacht, als was er sich eigentlich ausgeben sollte. Als ein Mensch, der aus der fernen Zukunft in die Vergangenheit gereist war?

Man würde ihn für einen elenden Lügner halten und möglicherweise auf der Stelle liquidieren. Nein, die Wahrheit durfte er unter gar

keinen Umständen sagen. Sie war zu fantastisch, zu unglaublich, zu unglaubwürdig.

»Sprich!«, donnerte der Befehlshaber und hob dabei schon wieder die Peitsche.

»Mein Name ist Hunter«, sagte Mike schnell.

»Hunter?«, wunderte sich der Mann im roten Umhang. »Einen solch seltsamen Namen habe ich noch nie gehört.«

»Ich komme aus einem fernen Land«, beeilte sich Mike zu sagen.

»Aus einem fernen Land im Norden.«

Der Befehlshaber kniff die Augen zusammen. »Du bist ein Hethiter!«, spekulierte er. »Unter ihnen gibt es weißhäutige Schweinesöhne wie du einer bist!«

Die Identität eines Hethiters anzunehmen, wäre sehr ungünstig gewesen. Mike wusste recht gut, dass es zwischen Ägyptern und Hethitern schwere Kriege gegeben hatte. Die beiden Völker waren erbitterte Feinde, wenn nicht gerade ein trügerischer Waffenstillstand zwischen ihnen bestand. Wenn er sich also als Sohn des Landes Chatti, wie das Hethiterreich sich selbst nannte, ausgab, würden ihn diese Männer hier wahrscheinlich ebenfalls auf der Stelle ins Jenseits befördern.

Darum schüttelte er heftig den Kopf. »Meine Heimat liegt weit im Norden von Chatti. Die Hethiter sind die Todfeinde meines Landes. Ich hasse sie!«

Diese Erklärung beeindruckte seine Gegenspieler nicht sonderlich.

Ihre unfreundliche, feindliche Haltung änderte sich kein bisschen.

Gemeinsamer Hass auf Außenstehende schuf eben noch lange keine Freundschaft.

»Gut«, sagte der Befehlshaber, »du bist also ein Fremder. Wie kamst du nach Kernet?«

Kernet war der einheimische Name für Ägypten.

»Mit einem Schiff«, erwiderte Mike. »Mit einem… syrischen Handelsschiff.«

Diese Behauptung konnte kein Fehler sein. Zwischen Ägypten und Syrien hatte jederzeit ein reger Handelsverkehr stattgefunden.

Wie vermutet nahm der Anführer der Männer diese Antwort auch nicht unbedingt argwöhnisch auf. Er stellte diesbezüglich auch keine weiteren Fragen mehr, sondern kam auf das Kernthema zu sprechen.

»Wie kamst du in die verschlossene Grabkammer des Priesters Hotep?«, wollte er wissen.

Jetzt war guter Rat teuer. Auf diese Frage gab es keine überzeugende Antwort. Mike entschloss sich deshalb, einfach alles abzustreiten.

»In die… Grabkammer des … was für eines Priesters?«, stellte er sich vollkommen ahnungslos.

»Hotep!«

Mike schüttelte den Kopf. »Ich kenne keinen Priester Hotep. Und ich war auch ganz bestimmt nicht in irgendeiner Grabkammer. Schon gar nicht in einer verschlossenen!«

»Er lügt!«, rief der Grabräuber dazwischen. »Mit meinen eigenen Augen habe ich ihn gesehen!«

Mike gab sich empört. »Wer ist dieser Mann, dass er mich der Lüge bezichtigt?«

»Ein Schänder der ewigen Ruhe«, knurrte der Befehlshaber. »Genau wie du!«

»Ich? Ich nicht! Niemals würde ich…«

»Was suchtest du dann an der Stätte der Ewigkeit?«

»Ich… ich suchte das Grab eines Landsmanns«, sagte Mike. In seinen eigenen Ohren hörte es sich lahm und unglaubwürdig an.

»Er lügt!«, gellte der Grabräuber.

Der Mann im roten Umhang bekam einen kleinen Tobsuchtsanfall.

»Lügen- und Diebesgesindel – alle beide!«

Er hob seine Peitsche und schlug blindwütig auf Mike und den Grabräuber ein. Dass dabei auch einige seiner eigenen Leute getroffen wurden, schien ihn nicht zu kümmern.

»Bringt sie weg!«, befahl er schließlich. »Im Haus der Strafe werden wir feststellen, wie die Wahrheit aussieht!«

Die beiden Männer, die Mike hielten, packten fester zu.

***

Damonas magische Kräfte, die sich immer dann regten, wenn sie sich in höchster Lebensgefahr befand, erwachten mit der Plötzlichkeit eines Blitzes aus heiterem Himmel.

Das Gift!

Sie musste verhindern, dass es in ihren Blutkreislauf gelangte.

Wenn, dies geschah, war sie verloren.

Ohne zu denken, schleuderte sie die Obstschüssel mit der tückischen Schlange von sich. Ihr Körper übernahm ganz von selbst die erforderlichen Abwehraufgaben. Eine geheimnisvolle Kraft konzentrierte sich auf den flüssigen Giftstoff, stoppte ihn, verwandelte ihn in Kristalle, die zu groß waren, um in die engen Blutbahnen eindringen zu können. Dann sonderte ihr Metabolismus die Fremdkörper einfach ab.

Dies alles dauerte nur wenige Sekundenbruchteile. Das Gift hatte keine Chance, Unheil anzurichten. So schnell wie die Gefahr aufgetreten war, so schnell war sie auch wieder gebannt.

Noch nicht ganz…

Da war nach wie vor die Sandviper, die sich über den Fußboden schlängelte, so als habe sie gemerkt, dass ihre Attacke gescheitert war, und nun ein neuerlicher Überfall fällig wurde.

Aber dazu ließ es Damona nicht kommen. Mit Hilfe einer unsichtbaren telekinetischen Hand packte sie die Schlange und schmetterte ihren flachen Kopf wuchtig auf die Steinplatten. Danach ließ sie die Viper los. Das Reptil zuckte noch einmal und lag dann reglos auf dem Boden.

Während der ganzen Aktion hatte Damona starr und bewegungslos dagestanden, um sich auf ihre magischen Fähigkeiten konzentrieren zu können. Jetzt, wo sie diese Fähigkeiten nicht mehr brauchte, erwachte sie aus ihrer Erstarrung.

Sie wurde sich bewusst, dass die drei Frauen mit großen Augen auf die tote Schlange starrten. Natürlich, die Ägypterinnen begriffen nicht, wieso sich das Reptil plötzlich scheinbar aufgebäumt hatte und dann unvermittelt verendet war. Ahnten sie bereits, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen war?

Damona wusste, dass sie jetzt sehr vorsichtig sein musste. Unter keinen Umständen durfte jemand erfahren, dass sie über magische Talente verfügte.

Und das galt nicht nur für die Schlange, sondern vor allem auch für die Bisswunde, die normalerweise unbedingt tödlich wirken musste.

Diesem Gedanken folgend, stieß Damona einen kleinen spitzen Schrei aus. Sie presste die Hand gegen den Mund und tat so, als würde sie die Wunde aussaugen.

Ihr Ausruf lenkte die Blicke der drei Frauen auf sich.

»Zu spät, Ariadne«, sagte die eine von ihnen mit belegter Stimme.

»Dem Zahn der Todesschlange kann niemand trotzen. Innerhalb weniger Herzschläge…«

Die Frau brach mitten im Satz ab. Sie begriff jetzt wohl, dass die paar Herzschläge, die dem Opfer eines Schlangenbisses noch Zeit blieben, längst vorüber waren. Trotzdem machten sich bei Damona keinerlei Symptome des mit schnellen Schritten nahenden Todes bemerkbar.

Damona löste ihre Lippen von der Wunde, spuckte ein winziges Kristallkorn des Giftes aus.

»Wie es scheint, hat mich der Biss nicht richtig getroffen«, sagte sie schnell. »Ich spüre jedenfalls nichts. Obgleich ich ja eigentlich…«

Aus den Augenwinkeln sah sie, dass die Frau, die ihr die heimtückische Obstschüssel überreicht hatte, vorsichtig den Rückzug einleitete. Wie von ungefähr machte sie scheinbar unauffällig einen Schritt rückwärts, dann noch einen…

Weiter wollte Damona sie nicht kommen lassen.

»Bleib hier, du!«, rief sie der Frau mit scharfer Stimme zu. »Ich habe noch mit dir zu reden!«

Die Ägypterin schien an dem Gespräch kein Interesse zu haben.

Sie wurde jetzt sehr schnell, drehte sich hastig um und wollte auf den Türeingang zulaufen.

Damit hatte Damona gerechnet. Mit einem Panthersatz sprang sie auf die Giftbringerin zu.

Diese lief jetzt, aber sie war nicht schnell genug. Mit zwei, drei federnden Schritten hatte Damona sie eingeholt. Ihre Hand krallte sich in den Stoff des Kleids, das die Frau trug.

»Langsam, Tochter der Hinterlist«, zischte sie, »immer hübsch langsam!«

Die Frau wehrte sich, versuchte mit aller Macht sich loszureißen.

Als sie merkte, dass ihr das nicht gelingen würde, ging sie zum Gegenangriff über. Sie krümmte ihre Hände zu Krallen, fuhr damit auf Damonas Gesicht los.

Damona ließ sie blitzschnell los, duckte sich. Die Hände mit den langen, spitzen Fingernägeln zuckten ins Leere.

Dann war Damona an der Reihe. Während ihres Studiums hatte sie sich, aus rein sportlichen Gründen, etwas mit der Kunst der Selbstverteidigung befasst. Sie kannte also ein paar Tricks, die im Ägypten der Pharaonen völlig unbekannt waren.

Sie packte die rechte Hand ihrer Gegnerin, machte eine halbe Drehung und zog die Frau mit sich. Im hohen Bogen flog diese über ihre Schulter. Wenn Damona den Schwung im letzten Augenblick nicht abgebremst hätte, wäre die Frau schwer auf die Steinplatten geschlagen. So aber ging es noch glimpflich ab. Damona ließ die Giftbringerin halbwegs sanft zu Boden gleiten und drehte ihr dabei den Arm auf den Rücken.

»So, du heimtückisches kleines Biest, jetzt wollen wir beide uns mal ein bisschen unterhalten!«

Die Frau atmete schwer. Ihr noch junges und nicht sehr hübsches Gesicht war mit einem dünnen Schweißfilm überzogen. Aus angstvollen Augen blickte sie zu Damona hoch, die wie ein Racheengel über ihr hockte.

»Sprich!«, forderte Damona sie auf.

»Warum wolltest du mich umbringen?«

Vergeblich versuchte die Ägypterin, sich zu befreien. Damona hielt ihren Arm fest umklammert, gab ihr kaum Möglichkeiten, sich zu bewegen.

»Ich höre!«, sagte Damona streng.

»Ich…«

»Ja?«

Die Frau presste die Lippen fest aufeinander und schwieg verstockt.

Damona hatte keine Freude daran, anderen Menschen weh zu tun.

Trotzdem sah sie sich jetzt veranlasst, ein bisschen mehr Druck auf ihren Unterarm auszuüben. Schließlich hatte ihr diese Frau nach dem Leben getrachtet.

Ein Stöhnen entrang sich der Kehle der Ägypterin. »Bitte nicht, ich

bin unschuldig!«

Böse lachte Damona auf. »Du willst also behaupten, dass du nichts von der Schlange wusstest?«

»N… nein.«

»Du lügst!«

Wieder machte sie Anstalten, sich an dem Arm der Gegnerin zu vergehen. Deren Gesicht verzerrte sich.

»Nein, nicht! Ich… ich will alles sagen!«

»Das will ich dir auch geraten haben«, sagte Damona grimmig.

Die Frau ächzte. »Ich bin eine Dienerin der Großen Königlichen Gemahlin. Ich habe nur getan…« Sie stockte.

»Nofretete hat dir befohlen, mir das Obst mit der Schlange zu überreichen?«

Erneut zögerte die Frau mit der Antwort. Ihr Gesicht wurde von Angst überschattet. Damona begriff, dass diese Angst jetzt jedoch nicht ihr galt. Die Dienerin fürchtete ihre Herrin, fürchtete, zur Rechenschaft gezogen zu werden, wenn sie die Wahrheit offenbarte.

»Nun?«, drängte Damona.

»Ja«, antwortete die Frau schließlich flüsternd. »Nofretete hat mir den Befehl erteilt.«

Sie sagte es so leise, dass es Damona selbst kaum verstand, geschweige denn die zwei anderen Frauen im Raum.

»Lauter!«, verlangte Damona deshalb. »Jeder soll hören, was du zu erzählen hast!«

Sie blickte zu den beiden hoch. Diese standen ein paar Schritte neben ihr und spielten die Rolle von aufmerksamen Beobachterinnen.

Notgedrungen wiederholte die Dienerin in Damonas Klammergriff die Anschuldigung gegen die Große Königliche Gemahlin.

Die beiden Ohrenzeuginnen stießen hörbar die Luft aus, tauschten einen vielsagenden Blick.

Es lag kaum Überraschung in diesem Blick. Die beiden waren wohl schon lange genug am Hof des Pharao, um sich durch Palastintrigen und ähnliche Scherze nicht mehr in Erstaunen versetzen zu lassen – auch dann nicht, wenn diese Intrigen eindeutig mörderischer Natur waren.

Und auch Damonas eigene Verblüffung hielt sich in engen Grenzen. Deutlich noch hatte sie die Worte des Negers im Ohr: Hüte dich vor Nofretete! Dass die Gemahlin des Pharao allerdings so schnell handeln würde, hatte sie doch nicht gedacht. Ihre Furcht, dass Echnaton der blonden Kreterin verfallen könne, musste grenzenlos sein.

Offenbar war sie sofort zu ihrer mörderischen Tat geschritten, nachdem sie gehört hatte, dass Damona zum Sohn der Sonne kommen sollte.

»Lass… lass mich los!«, sagte die Giftbringerin auf dem Boden

beinahe flehend.
Damona gab ihren Arm frei, erhob sich. Sie grollte dem Mädchen nicht einmal. Die Frau hatte nur das getan, was ihre Herrin von ihr verlangte.
An allen Gliedern zitternd stand die Frau jetzt ebenfalls auf. Sie warf einen scheuen Blick erst auf Damona, dann auf die verendete Schlange.
»Ich… ich gehe dann jetzt …«
Aber dazu kam es nicht. Plötzlich erschien in der Türöffnung eine weitere Frau.
Nofretete!
Die Große Königliche Gemahlin blieb ganz in der Nähe des Eingangs stehen. Ihre Blicke huschten durch den Raum, umfassten ihre Dienerin, die Viper, die beiden anderen Frauen und blieben dann schließlich an Damona hängen.
Damona begegnete ihrem Blick. Und sie war Menschenkennerin genug, um darin ihre Enttäuschung lesen zu können. Natürlich, die Herrin des Goldenen Hauses war gekommen, ihre vermeintliche Rivalin tot am Boden zu sehen. Dass diese nun gesund und munter vor ihr stand, musste sie naturgemäß enttäuschen.
Aber Nofretete fasste sich schnell. Ihr Gesicht wurde ausdruckslos.
»Was geht hier vor?«, fragte sie laut. »Ich hörte gellende Schreie und…«
Sie tat so, als würde sie die Schlange und die auf dem Boden liegende Obstschüssel erst jetzt wahrnehmen.
»Bei Aton, eine Sandviper!«, rief sie scheinbar entsetzt aus. »Ist sie…«
»Ja, Herrin«, antwortete eine der beiden Frauen, die Damona zurechtgemacht hatten, »die Schlange ist tot. Atons Macht hat Ariadne geschützt und die Viper erschlagen!«
Nofretete wandte sich an Damona. »Armes Kind«, sagte sie mit scheinbarer Mütterlichkeit. »Nicht auszudenken, wenn du dem Giftzahn des Reptils zum Opfer gefallen wärst. Der Sohn der Sonne wäre untröstlich gewesen!«
Damona lächelte ironisch. »Du auch, Große Königliche Gemahlin?«
Nofretete runzelte die Stirn. »Was meinst du?«
»Ich meine, ob du auch untröstlich gewesen wärest, wenn mich der Schlangenbiss getötet hätte!«
»Aber natürlich, mein Kind!«, gab sich die Königin entrüstet. »Wie kannst du nur fragen?«
Die Scheinheiligkeit der Frau ging Damona auf die Nerven. Ihre wahre Natur brach durch. Sie war keine verschüchterte ehemalige Sklavin von der Insel Kreta. Sie war eine moderne Frau aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Und der Teufel sollte sie holen, wenn sie sich von diesem Weib, das sich so unerhört klug und großartig

vorkam, veralbern ließ.
»Seltsam«, sagte sie deshalb, »sehr seltsam!«
»Was ist seltsam?« Nofretetes Stimme nahm einen Unterton unüberhörbarer Schärfe an.
Dadurch ließ sich Damona jedoch in keiner Weise beeindrucken.
»Ich dachte, du wärest über meinen Tod vielleicht ganz glücklich gewesen, Große Königliche Gemahlin!«, gab sie unerschüttert zurück.
Unter ihrem grünlichen Teint lief Nofretete rot an. »Was fällt dir ein?« Sie hob die Hand, so als ob sie Damona ins Gesicht schlagen wolle.
Damona zuckte mit keiner Wimper, behielt ihren ironischen Tonfall bei. »Solltest es nicht du selbst gewesen sein, die mir die Sandviper schickte,«
»Wer behauptet das?«
»Deine eigene Dienerin!« Damona deutete mit dem Zeigefinger auf die Frau, die ihr die mörderische Obstschüssel überreicht hatte.
Die junge Frau stand da wie ein Häufchen Unglück. Sie sagte nichts zu Damonas Worten, starrte nur mit gesenktem Haupt auf die Steinfliesen.
Nofretete ruckte herum. Ihr schönes Gesicht hatte sich sehr unschön verzerrt.
»Idut!«, fuhr sie die Frau an. »Was hast du zu dieser Ungeheuerlichkeit zu sagen?«
Idut sagte nichts. Sie senkte den Kopf noch tiefer. Deutlich war ihr anzumerken, dass es ihr am liebsten gewesen wäre, wenn sich der Boden zu ihren Füßen geöffnet und sie mit Haut und Haaren verschlungen hätte.
»Antworte!«, schrie die Königin. Aber sie konnte das Schweigen ihrer Dienerin auch damit nicht brechen.
Jetzt nahm sie sich die beiden anderen Frauen vor. »Stimmt das, was das Mädchen von der fernen Insel behauptet? Hat Idut tatsächlich gesagt, dass ich…«
»Ja, Herrin«, erwiderte die eine der beiden leise.
»Es ist also wahr!«, sagte Nofretete wie zu sich selbst.
Ein paar Augenblicke stand sie da wie vor den Kopf geschlagen, von der scheinbaren Schmach, die man ihr angetan hatte, geradezu überwältigt. Damona hielt es gar nicht für ausgeschlossen, dass sie jeden Moment anfangen würde, vor gespielter Empörung zu schluchzen.
Aber das geschah nicht. Ganz plötzlich kam wieder Bewegung in die Große Königliche Gemahlin. Ihr Gesicht nahm einen harten, beinahe brutalen Ausdruck an. Mit ein paar schnellen Schritten war sie an der Seite der Giftbringerin.
»Tolldreiste Lügnerin!«

Ihre rechte Hand fuhr in eine verborgene Tasche ihres golddurchwirkten Gewands, kam wieder zum Vorschein.

Damona erschrak, als sie erkannte, was ihre Finger da umklammerten: Einen spitzen und ungemein scharf aussehenden Steindolch. »Nein!«, rief sie.

Aber es war bereits zu spät.

Die Hand Nofretetes zuckte nach vorne, schoss auf den Körper der Dienerin zu.

Diese stieß einen gurgelnden Stöhnlaut aus, fing an zu torkeln, brach dann zusammen. Reglos blieb sie auf den Steinen liegen. Ihr helles Kleid färbte sich dunkel.

Die königliche Mörderin trat zurück.

»Niemand wage es ungestraft, die Tochter der Sonne zu verleumden!«

Hoheitsvoll verließ Nofretete den Raum, ohne die Tote auch nur noch eines einzigen Blickes zu würdigen.

Damona hatte große Mühe, die Übelkeit unter Kontrolle zu bringen, die in ihrer Kehle aufstieg.

***

Schon der Name »Haus der Strafe« hatte ungute Ahnungen in Mike Hunter aufsteigen lassen. Es stellte sich heraus, dass diese düsteren Ahnungen nur allzu berechtigt waren.

Das Haus der Strafe war so etwas wie ein Gefängnis. Aber was für eins…

Es lag auf einer kleinen Insel mitten im Nil – schräg gegenüber der Stadt Theben, wie Mike von den Männern wusste, die ihn gefangen genommen hatten.

Mit einer Barke brachte man ihn und den Grabräuber hin.

Das Haus der Strafe war ein klobiger Bau aus Lehmziegeln, lang gestreckt und eingeschossig, Mike war überzeugt davon, dass das Gebäude auch bei Tageslicht düster und abschreckend ausgesehen hätte. In der Nacht aber wirkte es geradezu bedrohlich.

Mehrere der Männer mit den roten Lendentüchern zerrten die beiden Gefangenen in den Bau hinein. Dort wurden sie von einigen anderen in Empfang genommen. Diese sahen genauso aus, wie sich Mike professionelle Folterknechte und Leuteschinder immer vorgestellt hatte – grob, kräftig, brutal.

Die Männer palaverten miteinander. Dann verließen die Leute des Purpurgekleideten das Haus der Strafe wieder.

Die Gefangenenwärter widmeten sich den Neuzugängen. Abschätzende, bösartige Blicke trafen Mike.

»Seltsame Sitten da, wo du herkommst, Weißhäutiger«, knurrte ihn einer an. »Oder findest du dich so bewundernswert schön, dass du

deshalb ohne Kleidung durch die Gegend läufst?«

Mike sagte nichts dazu. In gewisser Weise musste er dem Mann sogar Recht geben. Seine Nacktheit störte ihn schon seit längerer Zeit.

»He, ich rede mit dir!«

Ein grober Stoß schleuderte Mike gegen eine Wand. Nur mit Mühe konnte er sich auf den Füßen halten, noch dazu, weil man ihm inzwischen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden hatte.

»Es ist Sitte in meinem Land, unbekleidet zu gehen«, antwortete er, um einer neuerlichen handgreiflichen Aufforderung aus dem Wege zu gehen.

»Unkultiviertes Barbarenpack«, schnaubte der Mann verächtlich.

Immerhin sorgte er anschließend dafür, dass Mike einen Lendenschurz bekam. Dieser war zwar abgerissen und starrte vor Schmutz, trotzdem fühlte sich Mike damit jetzt wesentlich wohler.

Dann wurden Mike und der Grabräuber zu ihrem neuen Zuhause geführt. Über eine schiefe, ausgetretene Treppe ging es in den Keller des Hauses der Strafe, wo die Gefangenenräume untergebracht waren. Hier trennten die Wärter ihre beiden Schutzbefohlenen. Mike war das sehr recht. Auf diese Weise ging er zunächst einer Reihe von unbequemen Fragen aus dem Wege, die er nicht beantworten konnte.

Eine wuchtige Steinplatte an einer Wand des Kellergangs wurde zur Seite bewegt. Drei der Wächter taten dies, während gleich vier andere mit einsatzbereiten Waffen danebenstanden.

»Rein mit dir!«, wurde Mike aufgefordert.

Erwartungsgemäß wurde der Befehl von einem wuchtigen Stoß begleitet, der ihn regelrecht in ein dunkles Loch hineinkatapultierte.

Üble Gerüche und das schnaufende Atmen und Schnarchen von einer unbestimmten Anzahl Männer schlugen ihm entgegen.

Mike konnte das Gleichgewicht nicht halten und schlug schwer zu Boden. Auf dem harten Stein schrammte er sich das rechte Knie auf.

Er musste die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzustöhnen.

Hinter ihm wurde die Platte quietschend wieder in Position geschoben.

Sofort flackerte Licht in der Dunkelheit auf, an mehreren Stellen gleichzeitig. Mike hatte keine Mühe, sich mit dem Raum vertraut zu machen, in dem er gelandet war.

Was er sah, war alles andere als erfreulich. Das Mauergeviert war nicht sehr groß, fünf mal drei Yards etwa. Trotzdem mussten zehn, zwölf Menschen darin hausen. Es gab keinerlei Einrichtungsgegenstände, keinerlei sanitäre Anlagen. Mike sah kahle, nackte Wände.

An der einen konnte er ein paar handbreite Schlitze erkennen. Das sollten anscheinend die Fenster sein, die für Be- und Entlüftung zuständig waren, was ihnen jedoch nicht gelang. Auf dem Boden lagen

mehrere Haufen von vergammeltem, faulendem Stroh. Das waren die Lagerstätten der Gefangenen.

Die Gefangenen – sie sahen nicht gut aus. Schmutzig, zerlumpt, unrasiert. So weit Mike das auf den ersten Blick beurteilen konnte, handelte es sich um eine ziemlich gemischte Gesellschaft. Einige der Männer gehörten zu jenen Typen, denen Mike ungern allein begegnet wäre. Galgenvogelgesichter, wie sie im Buche standen. Aber es waren auch mehrere dabei, die keineswegs wie Verbrecher wirkten, wenn man einmal davon absah, dass auch sie vollkommen heruntergekommen waren. Aber dafür waren wohl mehr die Verhältnisse verantwortlich.

Sie alle starrten ihn an. Nein, nicht alle, nur diejenigen, die wach waren. Mehrere der Zelleninsassen hatten sich von seiner Ankunft gar nicht stören lassen. Sie schliefen und schnarchten ungerührt weiter.

Mühsam rappelte sich Mike auf. Keiner der anderen machte Anstalten, ihm dabei zu helfen.

Feine Gesellschaft!, dachte Mike. Dass Leute, die in einem Boot saßen, einander nach Möglichkeit unterstützen sollten, schien sich hier noch nicht herumgesprochen zu haben.

Die Tatsache, dass ihn alle schweigend anstarrten, nervte ihn etwas. Mike wollte sich jetzt erst einmal aus dem allgemeinen Mittelpunkt entfernen. Außerdem hatte er das dringende Bedürfnis, sich auszuruhen. Die Männer, die ihn auf dem Steinfriedhof einkassiert hatten, waren nicht gerade zart mit ihm umgegangen.

Leicht schwankend ging er in eine der vier Ecken, wo es noch etwas Platz gab, um sich niederzulassen.

»Was dagegen, wenn ich mich hier hinsetze?«, fragte er die beiden Männer, die dort auf dem Stroh lagen.

Der eine starrte ihn nur stumpfsinnig an und gab überhaupt keinen Kommentar ab. Der andere grunzte etwas Unverständliches.

Mike nahm das als Einladung und kauerte sich nieder.

Er hatte sich nicht gerade den idealsten Lagerplatz ausgesucht.

Der Boden war uneben und feucht.

»Gibst du mir etwas von deinem Stroh?«, fragte er den Burschen, der gegrunzt hatte.

Dieser, ein vierschrötiger Bursche mit eckigem, brutalem Gesicht, das von einer schlecht verheilten Kinnnarbe verunstaltet wurde, blickte mit schläfrigen Augen zu ihm hoch.

»Wenn du nicht deine Klauen von meinem Stroh lässt, breche ich dir die Knochen!«, knurrte er.

»Na, hör mal!«, protestierte Mike.

»Verschwinde!«

Und als Mike noch immer vor ihm hocken blieb, winkelte der Vierschrötige das Bein an und trat nach ihm.

Mike, der darauf nicht gefasst war, wurde am Knie getroffen und ging abermals zu Boden.

Wut stieg in Mike auf. Langsam hatte er die Nase voll, sich fortwährend und überall herumstoßen zu lassen wie irgendein hilfloses Stück Vieh.

Abermals rappelte er sich auf. Und da er wusste, dass man es sich unter rauen Burschen nicht leisten konnte, als Schwächling dazustehen, mit dem man es machen konnte, schritt er sogleich zur Revanche.

Der Mann hatte den Arm angewinkelt und stützte lässig den Kopf darauf. So unvermutet wie sein Gegner auch, trat Mike seinerseits zu. Der Unterarm knickte dem Vierschrötigen weg. Sein Kopf fiel auf das Stroh.

Einige der Männer, die die Szene aufmerksam beobachtet hatten, lachten schadenfroh.

Naturgemäß musste das den so zum allgemeinen Gespött Gemachten zusätzlich verbittern. Mit verzerrtem Gesicht sprang er von seinem Lager hoch.

»Du Sohn einer stinkenden Hafendirne«, tobte er, »das sollst du bereuen!«

Wie ein Stier, mit dem Kopf zuerst, stürmte er nach vorne. Seine Kinderkopf großen Fäuste waren Gewalt versprechend erhoben.

Erst jetzt wurde sich Mike richtig bewusst, dass offenbar alle Gefangenen ungefesselt waren – alle außer ihm. Trotzdem spürte er keine Angst. Von den anderen machte nach wie vor keiner Anstalten, einzugreifen. Aber er hoffte dennoch, sich halbwegs glimpflich aus der Affäre ziehen zu können.

Der Vierschrötige war jetzt heran, ließ einen Schwinger vom Stapel, der einen Ochsen hätte fällen können… wenn er ins Ziel gekommen wäre.

Aber das war nicht der Fall. Mike nahm den Kopf gedankenschnell zur Seite. Die Faust pfiff haarscharf an seinem Ohr vorbei.

Der wilde Heumacher brachte den Vierschrötigen aus der Balance.

Diesen Umstand nutzte Mike. Wieder setzte er seinen Fuß ein. Mit einer gekonnten Beinsichel brachte er den zwar bärenstarken, aber etwas ungelenken Gegenspieler zu Fall. Als der Vierschrötige ihn im Niederstürzen mit sich reißen wollte, wich er mit einem geschickten Sidestep aus.

Der Mann brüllte vor Wut. Diese steigerte sich fast zur Raserei, als wieder höhnisches Gelächter der Beobachter auf ihn eindrang.

Er wollte wieder hochspringen. Dazu ließ es Mike jedoch nicht kommen. Zum dritten Mal setzte er seinen Fuß ein. Ein knallharter Tritt traf den Vierschrötigen. Er sackte wieder zurück, schlug mit dem Hinterkopf auf den Stein. Ächzend blieb er liegen. Er hatte endgültig

genug.

Damit hatte Mike genau das erreicht, was er erreichen wollte. Die übrigen Gefangenen akzeptierten ihn.

Ja, man akzeptierte ihn nicht nur. Man bemühte sich sogar um ihn.

Gleich von mehreren Seiten bekam er Angebote von Männern, die bereit waren, ihm etwas von ihrem Stroh abzugeben.

Mike setzte sich neben einen schon etwas älteren Mann, der ihm von allen Anwesenden den Vertrauen erweckendsten Eindruck machte.

Zwei Minuten später war er seine Handfesseln los.

***

Es waren reichlich gemischte Gefühle, die Damona King beherrschten, als sie sich in Begleitung einer Abordnung von Palastdienern auf dem Weg zu ihrer Privataudienz beim Pharao befand.

Der Schock, den ihr der kaltblütige Mord der Großen Königlichen Gemahlin zugefügt hatte, hatte sich noch nicht ganz gelegt. Eine solch schreckliche Szene vergaß man nicht so schnell.

Das also war Nofretete, die im zwanzigsten Jahrhundert so berühmte und bewunderte Königin!

Wie es schien, machte man sich in ihrer eigenen Zeit völlig falsche Vorstellungen von der ach so glorreichen Vergangenheit und den Menschen, die in ihr gelebt hatten. Damona war vielleicht der einzige Mensch, der langsam anfing, dies zu begreifen.

Nofretete, eine aristokratische Königsgemahlin, die man bewundern musste?

Nein!

Nofretete war nichts anderes als eine arrogante, eigensüchtige und skrupellose Frau, die ihre Machtfülle auf schmähliche Art und Weise missbrauchte.

Damona fragte sich, ob das Geschichtsbild des Pharao Amenophis IV, der sich selbst in Echnaton umbenannt hatte, ebenso falsch war.

Im zwanzigsten Jahrhundert sah man Echnaton als den großen Neuerer an. Als einen Mann, der seiner Zeit weit voraus war. Als einen Herrscher, der versucht hatte, ein verkrustetes, archaisches Gesellschaftssystem zu wandeln und soziale Reformen zugunsten des einfachen Volkes einzuführen, der versucht hatte, mit den ewigen Kriegen seiner Vorgänger Schluss zu machen und die Macht der launischen, zynischen Götter zu brechen, um an ihre Stelle einen einzigen, den Menschen ausschließlich wohlgesinnten Gott zu setzen. Nicht mehr Amun, Osiris, Anubis oder Bastet sollten das Land Kernet beherrschen, sondern Aton.

Aber je mehr Damona dieses Land kennen lernte, desto mehr zweifelte sie daran, dass sich durch das Wirken Atons irgendetwas

zum Besseren wendete. Die Anhänger und Kämpfer Atons, mit denen sie bisher konfrontiert worden war, hatten nicht das kleinste bisschen Menschenfreundlichkeit an den Tag gelegt. Nofretete, die Gemahlin des sogenannten Sohns der Sonne, war eine hinterlistige Mordgesellin. Und Echnaton selbst, der Sohn der Sonne, der Sohn Atons also, würde er sich wirklich als der große Wohltäter entpuppen? Oder trachtete er nur danach, einem Gott zum Siege zu verhelfen, der genauso amoralisch war, wie beispielsweise die Katzengöttin Bastet, die Damona mit ihren schwarzmagischen Kräften gewaltsam in ihren Dienst gepresst hatte?

Kaum hatte Damona diesen Gedanken zu Ende gedacht, als sie auch schon den inzwischen sattsam bekannten Kopfschmerz fühlte, mit dem Bastet ihre Macht über sie demonstrierte.

›Hüte dich, abfällig über mich zu denken, Sterbliche!‹, drang es in ihr Bewusstsein.

Damona zuckte zusammen. Der Schmerz war – wie immer – schier unerträglich.

›Verzeih mir, Erhabene!‹, dachte sie schnell. ›Es lag mir fern, dich zu beleidigen. Meine Überlegungen galten allein dem verruchten Aton und seinem obersten Diener Echnaton!‹ Sofort ebbte die mörderische Pein ab, verflüchtigte sich Augenblicke, später ganz.

›Aton, den falschen Gott, der sich in die Herzen und Seelen des Volkes eingeschlichen hat wie ein Dieb in der Nacht, darfst du schmähen, wann immer es dich danach gelüstet‹, gestattete ihr die Katzenhäuptige.

Obgleich ihre Stimme von Damona nicht im akustischen Sinne wahrgenommen wurde, hatte sie doch die Empfindung, als würde sie von einem amüsierten Lachen begleitet.

Dann zog sich Bastet wieder ganz zurück und überließ Damona sich selbst.

Während ihres Dialogs mit der Göttin hatte Damona bewusst gar nicht auf den Weg geachtet. So war sie fast ein wenig verwundert, als ihre Begleitmannschaft vor einer goldbeschlagenen Tür halt machte. Diese Tür wurde von vier schwer bewaffneten Männern gesäumt, die alle das Sonnensymbol auf der Stirn trugen.

»Wir sind am Ziel, Tochter der fernen Insel«, sagte einer aus Damonas Eskorte. »Der Sohn der Sonne erwartet dich.«

Damona nickte, wollte auf die Tür zugehen. Aber einer der Bewaffneten stellte sich ihr in den Weg.

»Langsam«, sagte er, »zunächst musst du überprüft werden.«

»Überprüft?«, wunderte sich Damona.

»Es gibt Anhänger der falschen Götter, die dem Sohn der Sonne nach dem heiligen Leben trachten. Wissen wir, ob du nicht einen Dolch im Gewande führst?«

»Treue Dienerinnen der Großen Königlichen Gemahlin badeten mich und kleideten mich an«, widersprach Damona. »Glaubst du, sie hätten nicht bemerkt, wenn ich…«

»Verräter und Verräterinnen wuchern wie das Unkraut an den Ufern des Nils. Es ist unsere Aufgabe, das Leben des Sonnensohns zu schützen. Deshalb müssen wir dich überprüfen. Sträubst du dich, nährst du nur die Giftpflanze des Verdachts.«

Achselzuckend gab Damona klein bei.

Der Mann legte seine Waffen aus der Hand. Dann öffnete er Damonas ohnehin schon offenherziges Gewand noch weiter und fing an, sie einer peinlichen Leibesvisitation zu unterziehen. Peinlich für Damona, nicht für den Ägypter. Er hatte bei seiner Arbeit sichtliches Vergnügen.

Damona bemühte sich, die Bemühungen des Mannes völlig zu ignorieren. Sie dachte an etwas ganz anderes, an King's Castle in den Bergen des schottischen Hochlands, an ihren Freund Mike Hunter. Was mochte Mike jetzt machen? Sicher hielt er sie längst für tot und…

Der Wächter war fertig… fast.

Er hatte aufgehört, sie abzutasten. Stattdessen holte er jetzt eine goldene Kugel hervor, die er ihr hinhielt.

»Nimm sie!«, forderte er sie auf.

Damona runzelte die Stirn, betrachtete die Kugel näher.

Zeichen waren in die glänzende Oberfläche eingearbeitet – ein Strahlenkranz und ein Symbol, das Damona entfernt an eine Swastika, ein Hakenkreuz, erinnerte.

»Was ist das?«, fragte sie, obgleich sie schon eine ganz bestimmte Ahnung hatte.

Der Mann gab ihr keine Antwort. »Nimm es!«, verlangte er erneut, im schärferen Tonfall diesmal.

Damona streckte die Hand aus und nahm die Kugel entgegen.

Sofort hatte sie das Gefühl, einer ganzen Serie von Stromschlägen ausgesetzt zu sein. Die unheimlichen Entladungen durchzuckten nicht ihren ganzen Körper, machten sich eigentlich nur in ihrem Kopf und in der Hand bemerkbar, die die Kugel hielt.

Damona begriff auf Anhieb. Diese Kugel war ganz offensichtlich ein magischer Gegenstand, der mit der Aura des Gottes Aton erfüllt war. Die Kräfte, die in ihm wirkten, hatten anscheinend das Bestreben, das unter ihrer Kopfhaut verborgene Amulett der Katzenköpfigen anzugreifen. Und das von Bastet durchdrungene Amulett tat umgekehrt genau dasselbe.

Damona konnte nicht verhindern, dass sie zitterte. Alles in ihr verlangte danach, die Kugel einfach fallen zu lassen.

Das aber tat sie nicht. Ihr war völlig klar, dass die Kugel so etwas wie die Funktion eines modernen Lügendetektors erfüllte. Sinn des

Experiments war es, herauszufinden, ob der Prüfling ein offensichtlicher Widersacher Atons und damit Echnatons war. Und wenn das feststand… Damona konnte sich lebhaft vorstellen, was man dann mit ihr machen würde.

Aus diesem Grund biss sie die *Zähne* zusammen und ließ sich nicht anmerken, dass widerstrebende magische Kräfte in ihrem Körper einen Kampf ausfochten.

Mindestens eine halbe Minute musste sie das grässliche Gefühl ertragen. Dann ließ sich der Wächter die Kugel zurückgeben.

Völlig war ihm aber nicht entgangen, dass Damona eine gewisse Wirkung verspürt hatte. Prüfend blickte er ihr in die Augen.

»Du hast gezittert, und dein Gesicht wurde blass«, stellte er fest.

»Warum? Fürchtest du dich vor der Größe des Mächtigen oder hast du etwas zu verbergen?«

Damona blieb ganz ruhig. »Diese Kugel ist eurem Gott Aton geweiht?«

»In der Tat! Und es schien mir so, als sei dir die Begegnung mit seiner Macht… unangenehm!«

Auch durch diese Worte ließ sich Damona nicht aus dem Konzept bringen.

»Meine Heimat ist die Insel Kreta«, erwiderte sie. »Dort verehren wir andere Götter. Einst erhielt ich im Hause des Minotaurus die Weihen einer Tempeltänzerin. Vielleicht ist es deshalb, dass ich…«

Den Rest des Satzes ließ sie in der Luft hängen.

Ihre Antwort stellte den Mann sichtlich zufrieden.

»Ah, wenn das so ist…«, freute er sich. »Minotaurus – niemals hörte ich von einem Gott dieses Namens. Sofern er nicht mit dem verfluchten Amun und seinen Kohorten verbündet ist, darfst du ihn verehren.«

Damit war der Test vorüber. Damona hatte ihn bestanden. Man stufte sie nicht als Gefahr für den Pharao ein. Der Mann steckte die goldene Kugel weg und lächelte.

»Jetzt bist du bereit für den Sohn der Sonne!«

Die anderen Wächter öffneten die Tür.

Damona trat ein.

***

»Du siehst nicht aus wie ein gemeiner Verbrecher«, sagte der ältere Mann, der sich Mike als Amunseneb vorgestellt hatte. »Sicher bist du auch aus religiösen Gründen hier. Habe ich Recht?«

Auch!, hatte der Mann gesagt.

Mike schloss daraus messerscharf, dass der andere aus irgendwelchen Glaubensgründen im Haus der Strafe einsitzen musste. Amunseneb – der Name deutete darauf hin, dass er einen überzeugten Anhänger des

Gottes Amun vor sich hatte. Und diese waren gegenwärtig im Land nicht sehr gefragt. Wenn er, Mike, sich also ebenfalls als religiös Verfolgter ausgab, hatte er sofort die Sympathien und das Vertrauen Amunsenebs auf seiner Seite und konnte daraus vielleicht Kapital schlagen.

»Ja«, sagte er deshalb, »genau so ist es. Die Männer mit der Sonne auf der Stirn nahmen mich mit, als ich an einer weihevollen Stätte meines Gottes gedachte.«

»Wie heißt dein Gott, Freund?«

»Thatcher«, erwiderte Mike und grinste dabei innerlich.

»Thatcher?«, echote Amunseneb. »Diesen Gott kenne ich nicht.«

»Das wundert mich nicht. Wie du an meiner Hautfarbe siehst, bin ich ein Fremder im Reiche Kernet. Ich komme aus einem fernen Land, das weit im Norden von Chatti liegt.«

Amunseneb nickte gedankenvoll. »Es gab eine Zeit, da durfte jedermann die Götter verehren, die seiner Seele nahe stehen. Seitdem aber der verfluchte Pharao und sein Gott das untere und obere Reich beherrschen, trägt die Unfreiheit den Sieg davon. Aber die Zeiten werden sich ändern. Bald schon, sehr bald.«

»Glaubst du?«, sagte Mike zweifelnd. »Wahrscheinlich hat man bis dahin unsere Leichname schon den Krokodilen des Nils zum Fräße vorgeworfen!«

»Es mag sein, dass für uns der Umschwung des Geschehens zu spät kommt, Freund Hunter. Aber die Zeit ist reif, denn schon weilt sie im Lande, die mächtige Dienerin der Erhabenen Bastet, die die falsche Ordnung stürzt!«

Mächtige Dienerin… Bastet … Die Worte jagten einen Adrenalinschauer durch Mikes Körper. Er spürte, wie er einen ganz trockenen Hals bekam. War es möglich, dass Amunseneb von Damona sprach?

»Verzeih, Amunseneb«, sagte er betont ruhig. »Ich bin fremd im Lande und weiß deshalb nicht, was du meinst.«

»Du kennst die Weissagung nicht?«, fragte der Ägypter.

»Welche Weissagung?«

»Die prophetischen Worte der Priesterin Neithschere, der sich die Erhabene offenbarte.«

»Nein, tut mir Leid«, sagte Mike. »Würdest du mir verraten, was die Weissagung verkündet?«

»Gerne, Freund Hunter.«

Amunseneb schwieg ein paar Augenblicke. Mike konnte sein Gesicht nicht sehen, da inzwischen alle Lichter in der Zelle wieder gelöscht waren. Aber er zweifelte nicht daran, dass die Miene des Ägypters jetzt einen andächtigen Ausdruck angenommen hatte, denn genauso klang seine Stimme.

»Einst wird entbrennen im Reich des unteren und des oberen Flusses der Kampf der Herren der Welt. Strahlend hell wird die Sonne Atons scheinen und beschämen die Macht der alten Götter. Dann aber wird sie kommen, sie, die Starke und Mächtige aus einem fernen, fernen Land. Und die Sonnenscheibe wird sich bewölken, während Triumph einzieht in die hehren Herzen der Alten. Herrschen wird nun Bastet, die Katzenhäuptige, deren Dienerin die falsche Ordnung stürzt.«

Mit aufgeregt pochendem Herzen hatte Mike zugehört. Ja, er war sich jetzt ziemlich sicher, dass in dieser Weissagung von Damona die Rede war. Die Katzenköpfige hatte seine Freundin ins alte Ägypten versetzt, damit diese dort als Söldnerin zu Ehren der Göttin kämpfen sollte. Das deckte sich ganz genau mit dem Wortlaut der prophetischen Worte.

Mike drehte sich auf seinem Strohlager um, sodass er Amunseneb ganz nahe war.

»Du erklärtest vorhin, dass die mächtige Dienerin der Erhabenen bereits im Lande weilt«, sagte er. »Woher weißt du das?«

»Ich bin ein Priester des unvergleichlichen Amun, Freund Hunter«, erwiderte Amunseneb. »Zwischen meinem Tempel und dem der Erhabenen bestehen enge Beziehungen. Wir bekamen Nachricht, dass die mächtige Dienerin aus dem fernen, fernen Land im Tempel der Erhabenen eingetroffen war.«

»Und befindet sie sich jetzt noch dort?«

»Das entzieht sich meiner Kenntnis«, antwortete der Amun-Priester. »Verrate mir eins, Freund Hunter – warum bist du so begierig darauf, dies alles genau zu wissen?«

Eine berechtigte Frage, fand Mike. Aber er ließ sich durch sie nicht beirren.

»Ich stehe auf der Seite der alten Götter, denn ihre Diener hinderten mich niemals daran, meinen eigenen Gott Thatcher zu verehren. Seitdem aber der verruchte Gott Aton und sein Diener Echnaton das Zepter schwingen… Glaube mir, Amunseneb, ich wünsche der falschen Ordnung ein möglichst schnelles Ende.«

»Wohl gesprochen, Freund Hunter«, lobte ihn der Amun-Priester.

»Du bist ein Mann nach meinem Herzen.«

Das leichte Misstrauen, das kurz zuvor in seiner Stimme angeklungen war, hatte sich wieder verflüchtigt. Mike wagte es deshalb, weitere neugierige Fragen zu stellen.

»Der Tempel der Erhabenen Bastet – wo befindet er sich?«

»Im Tempelbezirk von Theben«, gab der Amun-Priester bereitwillig Auskunft.

»Ich würde ihn gerne einmal besuchen«, sagte Mike Hunter wie sehnsüchtig.

»Das wird nicht möglich sein«, bekam er zur Antwort. »Wie alle

Tempel der rechtmäßigen Götter wurde auch das Heiligtum der Erhabenen von den Knechten Atons zerstört.«

Das verstand Mike nicht ganz. Hatte der Mann nicht gerade gesagt, dass die geweissagte Streiterin der Katzenköpfigen in ihrem Tempel eingetroffen sei? Er machte Amunseneb auf den offensichtlichen Widerspruch aufmerksam.

Der Priester lachte leise auf.

»Oh«, sagte er, »die Außenmauern unserer Heiligtümer mögen den Schändern zum Opfer gefallen sein. Dennoch geht das Leben in ihrem Inneren weiter. Es gibt geheime Eingänge, die nur den Eingeweihten bekannt sind.«

»Und du bist ein Eingeweihter!«

»Gewiss!«

»Dann könntest du also ins Innere des Tempels der Erhabenen gelangen«, sagte Mike leichthin.

»Nein, Freund Hunter. Zwar ist mir der geheime Zugang des Tempels der Erhabenen bekannt. Dennoch könnte ich ihn nicht durchschreiten, selbst wenn ich wollte.«

»Warum nicht?«

»Nur wer den persönlichen Schutz der Erhabenen besitzt, ist in der Lage, den Vorhang zu überwinden, den die Göttin errichtet hat. Alle anderen würden kläglich scheitern.«

»Hm«, machte Mike.

Wenn er richtig verstanden hatte, dann war der Bastet-Tempel mit irgendeiner schwarzmagischen Falle versehen, die Unbefugten den Zutritt verwehrte. Aber es gab sicherlich Mittel und Wege…

Eins jedoch stand fest: So lange er hier in dem unseligen Haus der Strafe eingesperrt war, würde er diese Mittel und Wege sicherlich niemals finden. Er musste raus aus diesem Loch, so schnell wie nur möglich.

Mike ließ sich auf das Strohlager zurücksinken und fing an zu grübeln.

***

Das also war er – Echnaton, der berühmte Pharao, der als »Ketzer von Amarna« in die Weltgeschichte Eingang gefunden hatte.

Was Damona eigentlich nicht erwartet hatte – er sah fast genauso aus, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, ziemlich groß, schlank, sehr schlank sogar, beinahe hager. Sein Gesicht war gut geschnitten, wirkte aber irgendwie abgezehrt. Seine dunklen Augen lagen tief in den Höhlen, und die Backenknochen traten scharf hervor.

Wenn Damona ehrlich war, dann musste sie sagen, dass er keinen sonderlich imposanten Eindruck auf sie machte. Das mochte auch an der Tatsache liegen, dass er keinerlei Insignien seiner Macht angelegt

hatte. Er trug ein samtartiges, dunkelgelbes Lendentuch und darüber einen kurzen bestickten Umhang. Als einziger Schmuck schlang sich ein breiter Goldreif um seine Stirn.

»Tritt näher, meine Tochter«, sagte er mit überraschend heller Stimme, als Damona in respektvoller Entfernung von seinem mit Tierfellen belegten Sessel stehen blieb.

Aha, dachte Damona, er gibt sich als huldvoller Landesvater, der geruht, die arme, verwirrte Ex-Sklavin zu empfangen.

Sie trat näher.

»Nimm Platz, Tochter der fernen Insel!«, forderte Echnaton sie auf und deutete auf einen zweiten Sessel, der neben dem seinen stand.

Gehorsam setzte sich Damona. Der Sessel war so groß und weich, dass sie fast darin versank. So zog sie es vor, sich mehr auf der Kante zu platzieren.

Der Pharao lächelte sie an. »Dein Name… wie lautete er doch gleich?«

»Ariadne.«

»Ariadne«, wiederholte der Herrscher beider Reiche, »ein sehr wohl klingender Name. Er passt gut zu dir.«

Damona lächelte zurück, sagte jedoch nichts. Ob sie wollte oder nicht, fühlte sie sich jetzt doch ein bisschen eigenartig. Es war schließlich keine alltägliche Sache, einer historischen Persönlichkeit gegenüberzusitzen, über die unzählige Artikel und Bücher verfasst worden waren.

Echnaton schien ihre Gedanken zu erraten.

»Sei nicht so scheu«, sagte er milde. »Ich tue dir nichts. Vielleicht solltest du etwas trinken.«

Er bediente einen Bronzegong. Sofort erschien, aus einer Seitentür des königlichen Zimmers kommend, ein Diener.

»Bring Wein!«, befahl der Pharao.

Der Bedienstete wieselte davon. Augenblicke später war er wieder zur Stelle – mit einer edelsteingeschmückten Karaffe und zwei ebensolchen Trinkbechern. Er stellte beides auf den kleinen Marmortisch vor den Sesseln und wollte einschenken. Aber das hielt Echnaton nicht für erforderlich.

»Geh!«, wies er den Mann an.

Und nachdem dieser sich wieder entfernt hatte, betätigte sich der große Pharao, der Sohn der Sonne, höchstpersönlich als aufmerksamer Mundschenk, der die Becher füllte.

»Trink, Ariadne«, sagte er anschließend. »Dattelwein aus der Oase Teje. Es gibt nichts Besseres im ganzen Lande Kernet.«

Er ging mit gutem Beispiel voran und setzte den Becher an den Mund. Damona tat es ihm nach.

Sie konnte seine Meinung nicht teilen. Der Dattelwein mundete ihr

keineswegs. Er war viel zu süß und hatte gleichzeitig doch einen ausgesprochenen bitteren Nachgeschmack. Außerdem hatte er offensichtlich einen weitaus höheren Alkoholgehalt, als man das von Wein normalerweise erwarten sollte. Aber das war wohl alles mehr Gewohnheit und Geschmackssache.

»Erzähle mir etwas von dir, Ariadne«, forderte Echnaton sie auf.

»Ich hörte, skrupellose Gesetzesbrecher hatten dich gegen meinen ausdrücklichen Erlass zur Sklavin gepresst?«

»Ja«, sagte Damona.

Und dann erzählte sie dem Pharao die abenteuerliche Geschichte ihres Raubs von einem kretischen Handelsschiff bis hin zu ihrer Rettung aus den Klauen des Sklavenhändlers Tetitaton. Natürlich stimmte an ihrer Erzählung kaum ein Wort. Das Ganze war schließlich nur eine abgekartete Cover-Story, die allein dem Zweck gedient hatte, sie ohne Misstrauen zu erwecken in den Pharaonenpalast und in die unmittelbare Nähe des Herrschers zu schleusen.

Wie Damona schnell feststellte, war Echnaton an ihrem angeblichen Schicksal nicht im Mindesten interessiert. Wahrscheinlich hörte er nicht einmal richtig zu. Viel interessierter war er an ihr selbst – genauer gesagt an ihrem Körper. Er gab sich nicht einmal Mühe, zu verbergen, dass er sie begehrte. Seine Blicke, die wie gebannt an ihrem nackten Busen hingen, sprachen eine überaus deutliche Sprache.

Damona erkannte, dass die Befürchtungen Nofretetes keineswegs unbegründet gewesen waren. Die Große Königliche Gemahlin wusste, aus welchem Grund der Herrscher beider Reiche blonde und gut gewachsene ehemalige Sklavinnen zu empfangen pflegte.

Als sie mit ihrer Lügengeschichte fertig war, hob Echnaton die Augen.

»Armes Kind«, sagte er. »Schrecklich, was du durchmachen musstest. Aber du sollst erfahren, dass die Sonne Atons für alle Menschen scheint. Ich möchte dir zum Ausgleich für dein trauriges Schicksal ein kleines Geschenkmachen.«

Echnaton erhob sich aus seinem Sessel, und Damona tat es ihm notgedrungen gleich.

»Folge mir, Ariadne.«

Mit gemischten Gefühlen sah Damona, wie der Pharao auf eine Tür zuging und sie öffnete. Mit langsamen Schritten setzte auch sie sich in Bewegung.

Augenblicke später konnte sie durch die geöffnete Tür in den benachbarten Raum hineinblicken. Was sie dort sah, überraschte sie in keiner Weise.

Ein Schlafzimmer!

Ein Schlafzimmer, das es in seiner Pracht mit dem Lustgemach der

begehrtesten Rokokokokotte aufnehmen konnte. Mittelpunkt war natürlich ein großes breites Bett mit schwellenden Kissen und feinsten Leinendecken.

Damona zögerte.

Nofretete und Echnaton passten zusammen. Die Große Königliche Gemahlin war eine Mörderin, und ihr ehrenwerter, gütiger Gatte war ein Mann, der unschuldige Jungfrauen in die Falle lockte.

»Komm, Ariadne«, forderte der Pharao sie abermals auf. Seine Stimme klang belegt, und in seinen Augen brannte die kaum noch gezügelte Leidenschaft.

Damona war drauf und dran, in wilder Flucht davonzustürzen.

Weg hier, schrie es in ihr, so schnell wie möglich weg!

Und schon geschah das, was sie im Stillen bereits erwartet und befürchtet hatte.

Bastet meldete sich.

›Du wirst nicht fliehen, Sterbliche!‹, hörte sie die nur ihr verständliche, lautlose Geisterstimme der Katzenköpfigen. ›Du wirst deine Pflicht tun!‹

›Meine Pflicht?‹, fragte Damona in Gedanken. ›Ist es meine Pflicht, mit dem obersten Diener deines ärgsten Feindes zu schlafen?‹

›Du wirst mit ihm schlafen! Und wenn der verfluchte Ketzer in den höchsten Gefilden der Seligkeit schwebt und seinen falschen Gott vergisst, wirst du ihn töten!‹

›Ich kann das nicht, Erhabene!‹

›Du kannst, Sterbliche!‹ Glühende Nadeln bohrten sich in Damonas Schädel. Nur für wenige Augenblicke, aber diese genügten vollauf, Damona ihre Machtlosigkeit gegenüber der Göttin wieder einmal vor gen zu führen.

»Komm, Ariadne!«, meldete sich Schnaton wieder zu Wort. Er fing an, ungeduldig zu werden.

Damona betrat das Schlafgemach.

Der Pharao schenkte dem Bett zunächst keine Aufmerksamkeit.

Stattdessen ging er auf einen kleinen runden Steintisch zu und blieb davor stehen.

»Sieh, was ich hier für dich habe, kleine Sklavin«, sagte er honigsüß.

Gezwungenermaßen trat Damona näher.

Und dann hielt sie erst einmal die Luft an. Auf dem Tisch, in einem goldenen Kästchen, lag ein Smaragd von umwerfender, unvergleichlicher Schönheit.

Als Universalerbin des King Konzerns war Damona eine reiche, eine sehr reiche Frau. Sie konnte sich alles kaufen, was ihr Herz begehrte. Fast alles! Denn sie wusste ganz genau, dass es ihr im Jahre 1979 niemals gelingen würde, einen Edelstein wie diesen Smaragd zu erwerben. Er war groß wie ein Hühnerei und blitzte und funkelte wie

eine grüne Sonne. Einen solch perfekten, fantastischen Schliff hatte Damona, so weit sie sich erinnern konnte, noch nie gesehen.

Mit einem Wort: Dieser Smaragd war ein einziger Traum.

»Er ist schön, nicht wahr?«, hörte sie die Stimme des Pharaos in ihrem Rücken.

»Wunderschön«, antwortete Damona. Und zum ersten Mal, seit sie sich in der Gesellschaft des ägyptischen Herrschers befand, meinte sie auch, was sie sagte.

»Er gehört dir, kleine Sklavin«, flüsterte Echnaton. »Ich schenke ihn dir – wenn du meine kleine Sklavin bist!«

In diesem Augenblick spürte sie die Hände des Mannes auf ihren Schultern, die dort allerdings nicht verweilten, sondern weiterglitten. Schon fing Echnaton an, ihr das Gewand ganz vom Körper zu streifen.

»Komm, Ariadne«, hauchte er heiser. »Zeig mir, wie die Liebe auf deiner fernen Insel ist!«

Damona erstarrte innerlich. Verzweifelt überlegte sie, wie sie dem Herrscher entkommen konnte.

›Du wirst nicht versuchen, ihm zu entkommen‹, kam wieder die Geisterstimme der Katzenköpfigen. ›Du wirst erst gehen, wenn du deine Pflicht getan hast!‹ Einige Sekunden schwieg die Göttin. Dann meldete sie sich noch einmal.

›Nimm den Smaragd!‹, verlangte sie. ›Er ist härter als die Kriegskeulen der königlichen Leibgarde!‹ Und als Damona noch immer zögerte, zuckte bereits der erste glühende Schmerz durch ihren Schädel.

Damona stöhnte. Wie ein gut programmierter Roboter griff sie nach dem Smaragd.

Unverzüglich klang der Schmerz ab.

»Ja, nimm den Stein mit, wenn er dich glücklich macht«, sagte der Pharao.

Damona wandte sich zu ihm um. Sie sah dass er sich ebenfalls bereits ausgekleidet hatte. Selbst den goldenen Reif, der kurz zuvor noch seine Stirn schmückte, hatte er inzwischen abgelegt.

»Komm, meine kleine Sklavin!«

Der Drang, davonzulaufen, war nach wie vor übermächtig im Innersten Damonas. Aber sie lief nicht davon, wagte es nicht. Sich selbst verfluchend, ging sie auf das Bett zu und legte sich hinein.

Echnaton beeilte sich, ihr zu folgen. Erwartungsvoll streckte er sich auf den Kissen aus.

»Liebe mich, wie es auf deiner fernen Insel Sitte ist, kleine Ariadne!«

Er schloss die Augen.

›Das ist die Gelegenheit, auf die wir seit langem warten!‹, drang die Stimme der Katzenköpfigen in Damonas Bewusstsein. Deutlich spürte sie, wie der Triumph in diesen Worten mitschwang. ›Der Ketzer hat

sogar das Symbol des falschen Gottes abgelegt. Nimm den Smaragd und erschlage ihn!‹ Das Symbol des falschen Gottes – damit konnte nur der goldene Stirnreif gemeint sein. Vielleicht hätte Echnaton gemerkt, dass sie von der Aura Bastets durchdrungen war, wenn er sie berührt hätte, während er den Reif noch trug. Das aber hatte er nicht getan. Keine Frage, dass er sich völlig in ihre Hand begeben hatte.

Damonas rechte Hand verkrampfte sich um den Smaragd.

›Töte ihn, Sterbliche!‹ Damona hob die Hand.

Echnaton merkte nichts davon. Er hatte die Augen noch geschlossen und lächelte still. Wenn sie dem Befehl der Göttin folgte, würde er das Verhängnis nicht einmal kommen sehen. Innerhalb einer Sekunde konnte alles vorüber sein.

›Ja, ja, ja!‹, peitschte die Stimme der Katzenköpfigen durch Damonas Bewusstsein.

In diesem Augenblick aber erkannte Damona, dass sie das an sie gestellte Ansinnen nicht erfüllen konnte. Sie war keine heimtückische Mörderin. Um keinen Preis, und sei er so teuer wie das Leben selbst, konnte sie den Smaragd auf den völlig ahnungslosen Pharao niederkrachen lassen.

›Töte ihn, töte ihn, töte ihn!‹, gellte Bastet.

›Nein!‹, schrie Damona in Gedanken zurück. ›Das werde ich nicht tun!‹ Und um diese Absicht zweifelsfrei unter Beweis zu stellen, schleuderte sie den Smaragd weit von sich.

Das, was geschehen musste, geschah.

Der Schmerz sprang sie an wie eine reißende Bestie. Ihr Kopf schien regelrecht zu explodieren. Welle auf Welle unerträglicher Pein raste heran und breitete sich nach allen Seiten aus.

Kein Mensch konnte diese Qual aushalten.

Damona schrie, schrie, wie sie noch nie in ihrem Leben geschrien hatte.

Dann reagierte ihr Körper auf seine Weise auf die nicht enden wollende Pein.

Damona wurde ohnmächtig.

***

Die meisten Männer in der Zelle waren inzwischen eingeschlafen. In allen Ecken wurde gegrunzt und geschnarcht. Auch Amunseneb hatte sie ins Land der Träume zurückgezogen Mike Hunter aber war nicht in der Lage, ein Auge zuzumachen. Er lag auf dem faulen Stroh und starrte an die niedrige Decke.

Er musste raus aus diesem Loch! Dei Teufel mochte wissen, was man mit ihr anstellen würde, wenn man seinen: Herumspuken auf dem Steinfriedhof intensiv auf den Grund ging. Vielleicht entschloss man sich, ihn ohne große Faxen einen Kopf kürzer zu machen. Dieses oder

ein ähnliches Risiko konnte und wollte er nicht eingehen.

Ja, er musste hier so schnell wie möglich verschwinden. Die große Frage war nur, wie?

Eine Weile später kam Hilfe von unerwarteter Seite.

Mike hörte, wie einer seiner Mitgefangenen in der stockfinsteren Zelle herumtappte.

»He, Weißhäutiger, wo bist du?« machte sich eine flüsternde Stimmt bemerkbar.

»Hier«, antwortete Mike etwas überrascht.

Kurz darauf spürte er einen Körper, der sich neben ihm auf dem Stroh niedersetzte.

»Ich bin's – Siptah!«

»Siptah, aha!«

Namen waren Schall und Rauch. Außer Amunseneb kannte Mike keinen der Männer. Das sagte er seinem Besucher auch.

Der lachte heiser auf. »Wir beide haben Bekanntschaft geschlossen, als du ankamst, Weißhäutiger.«

Natürlich, jetzt erkannte Mike auch die Stimme. Sie gehörte dem Vierschrötigen mit der Kinnnarbe, der ihm diesen freundlichen Empfang bereitet hatte.

Unwillkürlich spannte sich sein Körper.

»Was willst du?«, fragte er. »Ein paar kleine Rachegefühle befriedigen?«

Wieder ließ Siptah sein heiseres Lachen ertönen. »Keine Angst, das habe ich längst vergessen, Weiß… sag mal, wie heißt du eigentlich richtig?«

»Hunter!«

»Hunter? Das ist aber…«

»… ein komischer Name, ich weiß. Trotzdem nannten mich meine Eltern so. Was dagegen?«

Mike befleißigte sich ganz bewusst keines besonders freundlichen Tones. Freundlichkeit hätte der Vierschrötige als Schwäche ansehen können, was ihn doch an Revanche denken lassen mochte.

Aber es stellte sich schnell heraus dass Befürchtungen in dieser Richtung unangebracht waren.

»Ich will dir einen Vorschlag machen, Hunter«, sagte Siptah im Verschwörerton.

»Nur zu, mein Freund.«

»Du bist ein außerordentlicher Kämpfer. Hunter. Noch niemandem ist es bisher gelungen, mich zwei Mal hintereinander auf den Boden zu zwingen. Und das mit gefesselten Händen!«

»Kleine Fische«, erwiderte Mike launig.

»Du kämpfst in einer Art und Weise, die ich niemals sah. Und das brachte mich auf eine Idee.«

»Und die wäre?«
Siptah antwortete mit einer Gegenfrage: »Willst du raus aus dem Haus der Strafe?«
»Und ob!«
»Dann sind wir einer Meinung«, stieß der Vierschrötige hervor.
»Warum versuchen wir nicht, zu fliehen?«
Das Gespräch begann, Mike mehr und mehr zu interessieren. Fliehen – der Mann nahm ihm den Gedanken aus dem Kopf! Trotzdem gab er sich keinen Illusionen hin. Vor die Flucht hatten die Götter den Ausbruch gestellt.
»Du sagst das, als sei es ein Kinderspiel, aus diesem Loch herauszukommen, Siptah. Wenn es so einfach ist – wie kommt es, dass du noch hier bist?«
»Es ist kein Kinderspiel. Aber mit einem Kämpfer, wie du es bist… Gemeinsam könnten wir es schaffen!«
»Vielleicht, ja«, sagte Mike. »Wie stellst du dir die Sache vor, Siptah? Gehen wir einfach durch die Wand?«
Der Vierschrötige besaß keinen Sinn für Humor. Ganz ernst erklärte er, dass ein Ausbruch nur durch den Eingang möglich war, der durch die massive Steinplatte verschlossen wurde.
»Wir müssen die Wächter überraschen, Hunter. Sie rechnen nicht damit, dass es jemand wagt, sie anzugreifen. Das ist unsere ganz große Chance.«
»Wie viele Wächter gibt es auf der Insel?«, wollte Mike von ihm wissen.
»Ich weiß nicht genau. Zwanzig, dreißig… Es spielt auch keine Rolle. Wenn wir es einmal geschafft haben, aus dem Haus herauszukommen und den Fluss zu erreichen, haben wir schon fast gewonnen.«
»Dein Wort in meines Gottes Thatchers Ohr«, sagte Mike.

***

Damona King kam wieder zu sich.
Wie lange sie ohnmächtig gewesen war, wusste sie nicht. Aber es schien länger als ein paar Augenblicke gedauert zu haben. Sie selbst lag noch auf dem Bett, aber Echnaton stand vor ihr – angekleidet und mit seinem Goldreif um die Stirn.
Der Pharao blickte nicht eben freundlich auf sie herab. »Was, bei Aton, ist in dich gefahren, Tochter der fremden Insel?«, fragte er verständnislos.
Damona verstand sein Befremden. Das Liebeserlebnis, das sich in seinen Augen so wunderschön angelassen hatte, war zu einem ziemlich abrupten Ende gekommen. Das musste einen Mann ja verärgern, noch dazu einen königlichen Herrscher, der es gewohnt war, dass alle Menschen nach seiner Pfeife tanzten.

Damona antwortete nicht sofort. Zunächst lauschte sie in sich hinein. Sie atmete auf, als sich die Katzenköpfige nicht meldete. Aber sie war sich im Klaren darüber, dass das nicht viel besagen wollte.

Ohne jeden Zweifel hatte sich die Göttin nicht zurückgezogen, sondern las jeden ihrer Gedanken und beobachtete aufmerksam, was sie tat und nicht tat.

»Antworte, wenn ich dich etwas frage!«, sagte der Sohn der Sonne unwirsch.

Er hatte es aufgegeben, den Liebhaber und den väterlichen Landesherrn zu spielen.

Langsam setzte sich Damona auf. Krampfhaft überlegte sie, welche Erklärung sie für ihr seltsames Verhalten abgeben sollte. Am liebsten hätte sie ganz einfach die Wahrheit gesagt. Aber das war unmöglich. Die Katzenköpfige würde es nicht zulassen.

»Ich weiß auch nicht«, antwortete sie lahm. »Mir wurde auf einmal schwarz vor den Augen und…« Sie zuckte die Achseln und sprach nicht weiter.

Diese Antwort überzeugte den Pharao nicht. »Und deshalb schleuderst du mein großzügiges Geschenk von dir, als sei es ein widerwärtiger Käfer aus den Kloaken des Armenviertels?«

»Ich… ich weiß nicht«, sagte Damona wieder.

Die Augen Echnatons verengten sich.

»Ich spüre, dass irgendetwas nicht mir dir stimmt«, stellte er fest.

»Was?«

Damona blickte auf seinen Stirnreif, dessen Sonnensymbol jetzt ganz klar erkennbar war. Auch die Swastika glaubte sie, ausmachen zu können. Hatte der Reif mit dazu beigetragen, dass sich das Mitrauen in ihm regte?

»Ich fühle mich nicht wohl«, sagte Damona. »Darf… darf ich jetzt gehen?«

»Langsam, ganz langsam«, erwiderte Echnaton.

Er beugte sich nach unten und streckte die Hände nach ihr aus.

Damona wollte zurückweichen, aber das gelang ihr nicht. Die Kissen des Bettes hinderten sie daran. Echnatons Hände berührten ihre nackten Schultern.

Genau das, was Damona befürchtet hatte, passierte.

Wie vorhin draußen vor der Tür durchpulste sie dieses seltsame elektrische Gefühl.

Und nicht nur sie…

Es war ganz offensichtlich, dass es der Pharao ebenso spürte. Er fuhr zurück, wie von einer Giftschlange gebissen. Sein Gesicht verwandelte sich in eine Grimasse.

»Du bist eine Abgesandte der Feinde Atons!«, schrie er sie wild an und stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

Damona glaubte, irgendwo einmal gelesen zu haben, dass Echnaton ein Epileptiker gewesen sein sollte. Bekam er jetzt gleich einen Anfall? Genauso sah es aus.

Aber dem war nicht so. Der Pharao trat noch ein paar Schritte zurück, wandte sich zur Tür.

»Wache!«, schrie er laut.

Damona begriff, dass sich die Situation gefährlich zuspitzte. Sie schwang die Beine aus dem Bett, sprang nach draußen.

Da jedoch kamen sie bereits – drei, vier Männer mit einsatzbereiten Waffen in den Händen.

Echnaton wirbelte herum. Sein rechter Arm zuckte nach vorne, deutete auf Damona.

»Sie ist eine Verräterin!«, brüllte er. »Sie steht im Solde der verruchten Götter! Gebt ihr die Strafe, die ihr gebührt!«

Was das für eine Strafe war, wurde sehr schnell offenbar: Der Tod!

Schon stürmte der Erste der Männer auf Damona los, die Keule zum mörderischen Schlag erhoben. Dass sie eine unbewaffnete, scheinbar hilflose Frau war, störte ihn nicht im Mindesten. Für ihn war einzig und allein der Befehl seines Herrn maßgebend.

Aber Damona King war keine hilflose Frau, kein Schlachtopfer für die Wächter des Pharao.

Angesichts der akuten Lebensgefahr erwachten ihre schlummernden magischen Kräfte. Jene Kräfte, die ihren Ursprung nicht in der schwarzen Magie der ägyptischen Götter Aton oder Bastet hatten, sondern aus ganz anderen Quellen gespeist wurden. Gleichgültig, ob ihre Gegner von der Aura des Sonnengottes durchdrungen waren oder nicht, sie konnten ihr in dieser Phase nichts anhaben. Aus diesem Grunde hatte die Katzenköpfige auch ausgerechnet sie, Damona King, zu ihrer Kämpferin auserwählt.

Der Wächter mit der Keule stand jetzt vor ihr. Das mörderische Schlaginstrument war bereits in Aktion getreten, war nur noch zwei, drei Handbreit von ihrem Kopf entfernt.

Dennoch krachte die Keule nicht auf sie nieder. Damonas Geist konnte jetzt unsichtbare Kraftströme nutzbar machen, die für einen normalen Menschen gar nicht existierten.

Die Keule schien auf einmal mitten in der Luft stehen zu bleiben.

Sie wurde ihrem Besitzer aus der Hand gerissen, wandte sich gegen ihn. Ein kurzer, trockener Schlag, und der Mann sank zu Boden.

Er war nicht tot, nur bewusstlos. Damona hatte nur so hart zugeschlagen, wie es nötig war, um den Mann außer Gefecht zu setzen.

Den anderen drei Wächtern ging es nicht anders. Ihr Vormarsch war ins Stocken geraten. Fassungslos und mit weit aufgerissenen Augen starrten sie auf die Keule, die wie ein selbständiges Wesen in der Luft

hing, scheinbar allen Gesetzen der Schwerkraft enthoben.

Die Fassungslosigkeit der Männer wandelte sich in helles Entsetzen, als die Keule ihre schwebende Position aufgab und sich blitzschnell auf sie zu bewegte.

Der erste Mann hatte überhaupt keine Abwehrmöglichkeit. Die Keule fällte ihn wie einen Baum. Der zweite schrie auf und wollte den drohenden Hieb abducken. Es gelang ihm nicht. Die Keule machte sein Ausweichmanöver mit und streckte auch ihn zu Boden.

Der dritte Wächter war anscheinend ein erfahrener Kämpfer und ein kaltblütiger Mann dazu. Gedankenschnell riss er seinen Speer hoch und parierte damit den Keulenhieb, der ihm zugedacht war.

Seinem Schicksal entgehen konnte er jedoch nicht. Damonas übersinnliche Kräfte verstanden es, die Keule viel schneller zu manipulieren, als ein normaler Mensch reagieren konnte. Der zweite Paradeversuch des Ägypters kam viel zu spät. Die Keule kam voll durch

… und schaltete auch den letzten Mann aus.

›Und nun den verfluchten Ketzer!‹, schaltete sich Bastet ein. ›Den Schlag gegen ihn wirst du jedoch mit aller Kraft führen. Echnaton soll sterben!‹ Jetzt bekam der Pharao den epileptischen Anfall, den Damona vorhin schon erwartet hatte.

***

Mike Hunter und Siptah hatten beschlossen, den Ausbruch schon bei der nächsten Gelegenheit zu wagen, die sich ihnen bot. Das würde nach Siptahs Erfahrungen irgendwann im Laufe des Vormittags der Fall sein. Dann nämlich, wenn die Wächter des Hauses der Strafe ihren Gefangenen eine der beiden kärglichen Tagesmahlzeiten brachten.

Beide Männer waren sich im Klaren darüber, dass ihre Aktion bei Tageslicht das Risiko erhöhte. Nachts hätten sie wohl größere Chancen gehabt, von der Gefängnisinsel zu fliehen. Andererseits jedoch konnten sie davon ausgehen, dass die Wächter an einem Vormittag wohl kaum mit einem Gefangenenaufstand rechneten. Und diese Überlegung wiederum gab für Mike und Siptah den Ausschlag.

Es hatte sich nicht vermeiden lassen, dass mehrere der Mitgefangenen einiges von dem Gespräch zwischen den beiden Männern mitbekamen. Und so war es ganz klar, dass jeder Einzelne in der Zelle von der geplanten Flucht wusste. Dies aber war nicht nachteilig. Es gab keinen einzigen unter den Mitgefangenen, der nicht mit von der Partie sein wollte. Sie alle wollten sich an der Flucht beteiligen, gleichgültig aus welchem Grund man sie im Haus der Strafe eingeliefert hatte.

Mike hatte nichts dagegen. Je größer das Durcheinander sein würde,

desto mehr Chancen hatte er selbst, sein Ziel zu erreichen.

Die letzten Stunden der Nacht vergingen. Das Licht des neuen Morgens drang durch die Löcher in der Stirnwand ins Innere der trostlosen Zelle.

Es dauerte jedoch noch mehrere Stunden, bis es so weit war. Die Gefangenenwärter waren keine Frühaufsteher. Und sie ließen sich Zeit, um den Häftlingen etwas zu essen und zu trinken zu bringen.

Endlich waren draußen auf dem Kellergang Schritte zu vernehmen. Kurz darauf wurde das durchdringende Quietschen hörbar, als die Steinplatte der Nebenzelle zur Seite schwang.

In wenigen Augenblicken würde auch ihr eigenes Mauergeviert aufgesperrt werden. Es wurde Zeit, die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Ohne dass groß darüber gesprochen worden war, sahen die anderen Mike als »Boss« an. Er hatte durch seinen siegreichen Kampf gegen Siptah eindeutig unter Beweis gestellt, dass er etwas von gewalttätigem Handgemenge verstand. Auch Siptah selbst hatte nichts gegen Mikes Führungsrolle einzuwenden. Und die Tatsache, dass der »Weißhäutige« kein Mann aus dem Doppelreich, sondern ein Fremder war, änderte daran nicht das Geringste.

Mike gab seine Anweisungen. Die kräftigsten und kampferprobtesten Gefangenen setzten sich so, dass sie mit einem Sprung den Eingang erreichen konnten. Mike selbst kauerte neben Amunseneb nieder, dem bei der bevorstehenden Aktion eine ganz besondere Rolle zukam.

Kurz darauf standen die Wächter vor ihrem Raum. Die gewohnten Flüche klangen auf, als sie Hand an die schwere Steinplatte legten.

Diese bewegte sich zur Seite. Sechs bewaffnete Männer wurden im Eingangsloch sichtbar.

Im Innern der Zelle sah alles ganz normal aus. Die Gefangenen hockten auf ihren Strohlagern und starrten scheinbar teilnahmslos und lethargisch vor sich hin.

Zwei Wächter stellten je einen Holzbottich unmittelbar am Eingang des Mauergevierts ab. Der eine enthielt Wasser, der andere einen übel riechenden Brei. Dazu gab es zwei Laibe Zwiebelbrot, die einer der Wächter wie ein paar Stücke Abfall einfach auf den Boden warf.

Schon wollten sich die Aufsetzer wieder zurückziehen. Es wurde Zeit…

»Jetzt!«, raunte Mike dem Amun-Priester kaum hörbar zu.

Amunseneb wurde sofort aktiv. Er stand auf, hob drohend eine zur Faust geballte Hand und blickte die Wächter am Eingang mit böse funkelnden Augen an.

»Schmieriges Lumpengesindel!«, schrie er die Männer des Hauses der Strafe an. »Diesen Drecksfraß und dieses faulige Wasser wagt ihr, uns vorzusetzen? Mögen eure Kaas in der finstersten Ecke von Osiris’

Totenreich verkümmern!«

Die Aufseher tauschten verblüffte Blicke. Solche Töne waren sie von ihren Gefangenen nicht gewohnt.

»Schließe dein Schandmaul, räudiger Schakal!«, fuhr einer von ihnen den Priester an. »Sonst stopfen wir es dir mit der Asche deiner eigenen Gebeine!«

Noch aber unternahm keiner von ihnen etwas, um diese Drohung zu realisieren. Sie blieben dort, wo sie waren – alle sechs.

Amunseneb reckte seine Faust noch höher. »Amun wird euch verfluchen, ihr Söhne von unreinen Schweinen! Und euer jämmerlicher Götze Aton, über den das Gelächter der wahren Götter groß ist, wird euch nicht vor der Strafe des Unvergleichlichen schützen!«

Diese Worte erregten das ungeteilte Missfallen der Wächter, was sich deutlich in ihrem Mienenspiel ausdrückte.

»Wage nicht noch einmal, den Namen des einzigen Gottes zu verhöhnen!«, sagte einer von ihnen drohend.

Amunseneb spuckte aus und kräuselte mit offener Verachtung seine Lippen.

»Aton ist ein lächerlicher Popanz, zu dem bis vor wenigen Jahren nur die Schweine und Würmer beteten! Ich als Priester des unvergleichlichen Amun muss es wissen!«

Und wieder spuckte er mit angewidertem Gesichtsausdruck auf den Boden.

Das war zu viel für die Anhänger Atons.

»Thuti, Mechirhab«, rief einer der Aufseher im Hintergrund, bei dem es sich wohl um den Befehlshaber handelte, »packt den frechen Lästerer und zeigt ihm die Größe des einzigen Aton!«

Sofort drängten sich zwei der Wächter nach vorne. Der eine trug eine schwere Peitsche aus Krokodilleder in der Hand, der andere einen Spieß mit tückischen Widerhaken. Mit harten, entschlossenen Mienen betraten die beiden das Gefangenenquartier und näherten sich dem Amun-Priester.

»Sieh zu, dass dir dein falscher Gott Amun hilft«, knurrte der Mann mit der Peitsche. Er hob sein Schlaginstrument, um es auf den nackten Rücken Amunsenebs niederklatschen zu lassen.

Aber so weit kam es nicht. Es war nicht der Gott Amun, der dem Priester half, wohl aber Mike Hunter.

Aus dem Sitzen federte er hoch und fiel dem Peitschenschwinger in den Arm. Mit eisernem Griff hielt er ihm die Schlaghand fest.

Noch verhielten sich alle anderen Zelleninsassen ganz ruhig. Sie kauerten auf ihrem Stroh und beschränkten sich nur auf das Beobachten.

Dennoch wurden die Wächter im Eingang etwas nervös.

»Mechirhab«, befahl der Anführer, »gib dem rebellischen Hund die Spitze deines Speers zu kosten!«

Mike Hunter war es inzwischen gelungen, dem ersten Mann mit Hilfe eines gekonnten Jiu-Jitsu-Griffs die Peitsche aus der Hand zu winden. Mit einem Fußstoß gegen die Kniescheibe brachte er den Mann zu Fall und hielt ihn sich damit vom Leibe.

Gerade noch rechtzeitig…

Der zweite Mann nahm gerade die Schulter zurück und ließ dann den rechten Arm vorschnellen. Die Steinspitze des Speers schnellte auf Mike zu.

Im letzten Sekundenbruchteil konnte Mike dem Stoß ausweichen.

Um Haaresbreite verfehlte ihn der Spieß.

Dann kam seine Gegenattacke. Ein knallharter Handkantenschlag traf den Unterarm des Speerträgers. Solche Hiebe aus dem Karate-Lehrbuch waren im alten Ägypten nicht bekannt. Der Mann stieß einen Schrei aus und wunderte sich vermutlich, wieso sein Arm auf einmal wie gelähmt war. Die Waffe entfiel seiner plötzlich vollkommen kraftlos gewordenen Hand.

Das war das Signal für die anderen Aufseher.

»Bändigt den Weißhäutigen!«, brüllte der Befehlshaber.

Gleichzeitig stürmten die restlichen Wächter, ihr Anführer eingeschlossen, in den Raum hinein.

Auch Mike gab jetzt das Kommando, auf das seine Mitverschwörer warteten.

»Jetzt!«, rief er laut.

Die Gefangenen, die sich schon in der Nähe des Eingangs postiert hatten, sprangen hoch, stürzten sich auf die verhassten Aufseher – allen voran Siptah.

In einem Knäuel von Körpern, Armen, Beinen und Waffen gingen die Aufseher regelrecht unter.

Sie kamen kaum dazu, ihre Waffen einzusetzen. Die Gefangenen kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Nur zu gut wussten sie, dass ihr Leben verwirkt war, wenn es ihnen nicht gelang, die Männer aus dem Haus der Strafe zu überwältigen. Diese Erkenntnis verlieh ihnen ungeahnte Kräfte.

Diesen Kräften waren die Wächter nicht gewachsen. Nacheinander wurden sie zu Boden gestreckt. Aber sie fanden natürlich vorher noch Zeit, durch lautes Alarmgeschrei das ganze Haus der Strafe auf die Gefangenenrebellion aufmerksam zu machen.

Eine Schlacht war geschlagen, der ganze Krieg aber noch lange nicht gewonnen.

»Raus jetzt!«, rief Siptah. »Wenn uns die anderen Knechte Atons hier unten im Keller stellen, sind wir ohne Chance!«

So sah es Mike auch. »Dann los!«, kommandierte er.

Mit Siptah an der Spitze rannten die Gefangenen aus der Zelle.

Mike machte den Schluss. Sein spezielles Interesse galt neben der eigenen vor allem auch Amunsenebs Sicherheit, Er brauchte den Priester des Gottes Amun noch.

Die Flüchtenden drängten sich den Kellergang entlang, um die Treppe nach oben zu erreichen. Alles ging sehr ungeordnet zu. Die Männer traten sich in ihrer Hast auf die Füße und behinderten sich gegenseitig. Außerdem waren einige bei dem Handgemenge mit den Aufsehern verletzt worden. Sie kamen nicht ganz so schnell voran, wie sie gerne wollten.

Siptah kam als Erster am Treppenaufgang an, stürmte bereits die Stufen empor. Die anderen folgten ihm. Amunseneb und Mike waren noch immer ganz hinten.

Als Siptah das Erdgeschoss fast erreicht hatte, passierte es dann schließlich.

Zehn, zwölf, vielleicht sogar fünfzehn andere Wächter stellten sich den Ausbrechern entgegen. Sie waren ausnahmslos bestens bewaffnet – mit Speeren, Keulen und Bronzeschwertern.

Und sie machten gnadenlos von ihrer Bewaffnung Gebrauch. Die Gefangenen wurden durch die Enge der Treppe behindert, konnten den Hieben und Stichen kaum ausweichen.

Gellende Wut- und Schmerzensschreie brachen sich Bahn, verwandelten das Haus der Strafe in ein Tollhaus.

Siptah fiel als einer der Ersten. Ein Schwertstreich spaltete ihm den Schädel. Rückwärts stürzte er die Treppe hinunter und riss noch ein paar andere mit sich.

Die ohnehin schon ungeordneten Reihen der Ausbrecher gerieten dadurch noch mehr durcheinander. Die Aufseher gewannen zusehends die Oberhand.

»Wir schaffen es nicht«, sagte Amunseneb mit echter Verzweiflung in der Stimme. »Die Aton-Knechte werden uns alle töten – einen nach dem anderen!«

Es hatte ganz den Anschein, als ob er Recht hatte. Mike und der Priester, die noch am unteren Absatz der Treppe standen, waren zwar im Augenblick noch nicht in Lebensgefahr. Aber es war nur eine Frage der Zeit, bis die Aufseher die Treppe frei gekämpft hatten, und es dann auch ihnen an den Kragen ging.

Schon wurden vor ihnen die ersten Stimmen laut, die flehend erklärten, dass sie sich ergeben wollten. Aber dazu war Mike nicht bereit. Ihm war völlig klar, dass ihm als einem der Rädelsführer des Gefangenenaufstands in jedem Fall der Tod drohte.

Und plötzlich sah er einen Hoffnungsschimmer…

Es musste noch einen anderen Weg aus dem Keller geben, einen Weg, der nicht über die Treppe führte.

Eigentlich hätte es hier im Kellergang stockdunkel sein müssen.
Aber das traf nicht zu, obgleich nirgendwo eine Fackel brannte. Es fiel Tageslicht ein, und zwar nicht nur von oberhalb der Treppenstufen.
»Komm Amunseneb«, sagte Mike.
»Wohin?«
»Komm schon!«
Mike packte den Arm des Priesters und zog ihn mit sich – den Kellergang wieder zurück.
Aus den anderen Gefangenenquartieren drang wildes Geschrei.
Die dort Einsitzenden hatten natürlich längst gemerkt, dass ein Ausbruch im Gange war. Und selbstverständlich wollten sie sich da anschließen. Brüllend verlangten sie, dass man auch ihnen die Eingänge öffnen solle – in Amuns und Anubis' heiligem Namen. Die Männer wussten offenbar noch nicht, dass der Ausbruch im Begriff war, kläglich zu scheitern, und sie sich in ihren Löchern glücklich schätzen konnten.
Mike und Amunseneb hetzten den niedrigen Gang entlang, vorbei an dem Raum, in dem Mike die Nacht verbracht hatte. Nach etwa zwanzig Yards machte der Gang einen scharfen Knick nach rechts.
Die beiden Männer bogen um die Ecke.
Sofort erkannte Mike, dass er richtig spekuliert hatte. Am Ende des abknickenden Ganges, in einer Entfernung von etwa zehn Yards, befand sich ein grob gemauerter Lichtschacht!
»Los!«
Sekunden später standen Mike und Amunseneb unterhalb des Schachts. Mike blickte nach oben.
Der Schacht war eng, sehr eng, und erreichte eine Höhe von gut drei Yards. Ihn zu durchklettern würde nicht ganz leicht sein.
Aber er war oben offen!
»Du zuerst, Amunseneb!«, sagte Mike hastig.
Jeden Moment jetzt konnte der Kampf auf der Treppe beendet sein. Und dann mussten sie damit rechnen, dass ein paar scharfsinnige Wächter hier auftauchten.
Mike ging in die Hocke, und der Priester stellte sich auf seine Schultern. Während sich Amunseneb an der Schachtwand festhielt, richtete sich Mike langsam auf. Er hatte keine Mühe dabei, denn der Ägypter war mittelgroß und schlank. An guten Tagen wäre Mike durchaus in der Lage gewesen, sein Körpergewicht zu stemmen.
Im Handumdrehen war Amunseneb oben. Vorsichtig spähte er über den Rand ins Freie. Dann kletterte er nach draußen und entschwand Mikes Blicken.
Ein paar Sekunden lang fürchtete Mike, dass Amunseneb den weiteren Fluchtweg allein beschreiten würde. Aber er tat dem Mann

Unrecht. Im nächsten Moment tauchte der Priester wieder am oberen Ende des Schachtes auf.

»Kein Wächter in Sicht, Freund Hunter!«, rief er nach unten. »Du kannst nachkommen!«

Mike machte sich an den Aufstieg.

Das erste Stück war das schwierigste. Er versuchte, die Unebenheit der Lehmziegel auszunutzen und an den senkrechten, aufsteigenden Wänden mit den nackten Füßen Halt zu finden. Das jedoch sah viel leichter aus, als es in Wirklichkeit war. Mehrmals rutschte er ab.

Einmal hätte er vor Schmerz beinahe laut aufgeschrien, als er sich den Nagel des großen Zehs abriss.

Dann aber schaffte er das erste Drittel doch. Er war nun hoch genug, um die hilfreich ausgestreckten Hände des Amun-Priesters packen zu können.

Amunseneb erwies sich als überraschend stark. Mit einem kräftigen Ruck hievte er Mike in die Höhe. Schon konnte sich Mike auf den Außenrand des Schachts stützen und sich ganz nach oben ziehen.

Geschafft!

Mike blickte sich nach allen Seiten um. Er und der Priester befanden sich am äußersten Ende des lang gestreckten Gefängnisbaus.

Amunseneb hatte Recht – kein Mensch war in Sicht. Es rechnete wohl niemand damit, dass von den Gefangenen jemand auf diesem Weg das Weite suchte.

Aber noch waren die beiden Männer nicht in Sicherheit. Erst wenn sie die Insel verlassen hatten, konnten sie wirklich aufatmen.

Mike brauchte nicht lange, um sich zu orientieren. Außer dem Haus der Strafe schien es auf dem kleinen Nileiland keine weiteren Gebäude zu geben. Sand und Schilf beherrschten die übrige Szenerie. Aber irgendwo mussten auch ein paar Boote liegen. Das hoffte Mike jedenfalls.

Er war in der Nacht auf die Insel gebracht worden und wusste deshalb nicht, wo sich der Anlegeplatz befand. Amunseneb wusste es ebenso wenig.

Auf gut Glück schlugen sich die beiden Männer in das nächst gelegene Schilfröhricht. Sie kämpften sich hindurch und hatten dann den Fluss vor sich.

Boote sahen sie noch nicht. Aber was nicht war, konnte ja noch werden.

Sich immer dicht am Ufer haltend, umrundeten sie die Insel. Und ihre Bemühungen wurden vom Erfolg gekrönt. Zwei Boote kamen in Sicht. Das kleinere davon schien nur auf sie zu warten.

***

In furchtbaren Zuckungen wand sich der Pharao auf dem Boden.

Seine Augen waren auf groteske Weise verdreht. Schaum stand ihm vor dem Mund, und aus seiner Kehle kamen stammelnde, unkontrollierte Laute. Er war ein Bild der perfekten Hilflosigkeit. Er stellte nicht die geringste Gefahr für Damona King dar.

Ihr magischer Kräftehaushalt stellte sich darauf ein. Ihre übersinnlichen Kräfte schwanden dahin wie Butter in der Sonne. Die Keule, die Damona mit ihrer Hilfe die ganze Zeit über in der Luft gehalten hatte, wurde führungslos und polterte auf die Mosaikfliesen des königlichen Schlafgemachs.

Echnaton nahm keine Notiz davon, wälzte sich weiterhin in schrecklichen Krämpfen zu ihren Füßen.

›Warum lässt du die Keule fallen, Sterbliche?‹, herrschte Bastet sie an. ›Willst du meinem Befehl abermals trotzdem, unbotmäßiges Erdenweib?‹ Damona antwortete nicht. Sie bemühte sich, überhaupt nicht zu denken, damit die Katzenköpfige aus ihren Überlegungen keine Rückschlüsse ziehen konnte.

›Antworte mir!‹, gellte Bastet.

Und als Damona dies wiederum nicht tat, stürzte die Geisterstimme der Kreatur aus dem Zwischenreich wie ein reißender Wasserfall auf sie ein.

›Sei gewarnt, Sterbliche! Bisher war ich gnädig zu dir. Aber wisse eins – ich kann dir nicht nur unerträgliche Schmerzen zufügen. Ich habe auch die Macht, dich zu töten!‹ Die Todesdrohung ließ einen Gedanken in Damona entstehen, der nicht aus ihrem eigenen Bewusstsein stammte. Der Gedanke flog ihr aus der jenseitigen Dimension zu wie ein Vogel, der aus dem Nichts kam.

›Setze dir den goldenen Reif des Pharao auf!‹ Damona zögerte keine Sekunde, dem Wort die Tat folgen zu lassen. Mit zwei schnellen Schritten war sie bei Echnaton, bückte sich zu ihm nieder.

Die Katzenköpfige erkannte jetzt ihre Absicht. Und schon ließ sie wieder ihr Schmerzgewitter auf Damona niedergehen. Die unmenschliche Pein lähmte Damona regelrecht, verurteilte sie fast zu geistiger und körperlicher Handlungsunfähigkeit.

Aber nur fast…

Mit dem letzten Funken Widerstandsfähigkeit streckte sie die Hand nach dem Stirnreif des Pharao aus, streifte ihn Echnaton ab, der sich nach wie vor hilflos auf dem Boden wand. Sein epileptischer Anfall war noch nicht zu Ende.

Magische Stromstöße zuckten durch Damonas Körper, als sie den Goldreif berührte.

›Sei zum letzten Mal gewarnt, Sterbliche!‹, drang Bastets Stimme auf sie ein. ›Ich werde dich…‹ Damona wartete das Ende der Drohung nicht ab. Mit den letzten Energiereserven, die sie trotz der grausamen Folter noch mobilisieren konnte, hob sie den Goldreif Echnatons hoch

und streifte ihn sich über das Haar.

Die Wirkung trat sofort ein…

Die Schmerzwellen, die Bastet gegen sie aussandte, ebbten auf der Stelle völlig ab.

Aber damit hatte die Qual für Damona noch kein Ende. Im Gegenteil, sie fing gerade erst richtig an.

Es war eine andere Qual. Eine Qual, die sich ausschließlich an einer einzigen Stelle ihres Kopfes austobte: Dort wo der Reif Echnatons und das unter ihrer Kopfhaut eingesetzte Amulett Bastets nur wenige Millimeter voneinander entfernt waren.

Entladungen geistiger Explosionen brachen sich dort Bahn. Die magischen Kräfte Bastets und Atons, die in dem Amulett und dem Goldreif gespeichert waren, prallten mit Urgewalt aufeinander. Ein erbarmungsloser Kampf, den Damona nicht sehen, sondern nur spüren konnte, entbrannte.

Und die Schlacht der jenseitigen schwarzmagischen Kräfte blieb nicht ohne Folgen.

Nach kurzer Zeit schon spürte Damona, dass die magischen Blitze, die unentwegt hin und her zuckten, an Intensität verloren. Je mehr Sekunden dahineilten, desto schwächer wurden sie. Bald schon wandelte sich das entsetzliche Gefühl, fortwährend von elektrischen Stromstößen getroffen zu werden. Aus den folterähnlichen Empfindungen wurde langsam ein Gefühl, das nicht mehr schmerzhaft, sondern nur noch höchst unangenehm war. Dann, etwas später, konnte man es nicht einmal mehr als unangenehm bezeichnen. Es war nur noch… lästig.

Auch diese Phase währte nicht lange. Das Aufeinandertreffen der Magie Bastets und Atons machte sich nun nur noch als ein gewisses Prickeln bemerkbar.

Und noch eine kurze Weile später war auch das vorbei. Damona spürte jetzt gar nichts mehr. Nur die natürliche metallene Kühle des Goldreifs teilte sich ihrer Stirn mit.

Hatte der Kampf der Götter sein Ende gefunden?

Damona wartete noch ein paar Augenblicke. Dann wagte sie es, den Reif von ihrer Stirn zu lösen und in die Hand zu nehmen.

›Verdammte Bastet!‹, sagte sie in Gedanken. ›Du bist die schändlichste, widerwärtigste, niederträchtigste Kreatur, die es im ganze Universum gibt!‹ Die Beleidigung der Katzenköpfigen blieb ungeahndet. Der Kopfschmerz, mit dem Bastet sie sonst unweigerlich gestraft hätte, blieb völlig aus.

Und in diesem Augenblick wusste Damona, dass sie endgültig gewonnen hatte.

Die magischen Kräfte, mit denen das Amulett unter ihrer Kopfhaut und Echnatons Stirnreif vor kurzem noch bis zum Bersten

durchdrungen waren, hatten sich gegenseitig vernichtet. Amulett und Reif waren jetzt nur noch harmlose Edelmetallgegenstände, die sich in nichts von jedem normalen Schmuckstück unterschieden.

Damona hatte die Fesseln, die ihr die Katzenhäuptige angelegt hatte, abgestreift.

Sie war frei!

***

So einfach hatte sich Mike Hunter den Fortgang der Flucht eigentlich gar nicht vorgestellt. Es war ihm und Amunseneb gelungen, das Boot mit kräftigen Ruderschlägen von der kleinen Gefängnisinsel wegzubewegen. Die Strömung des Flusses sorgte zusätzlich dafür, dass sie schnell Land – Wasser, genauer gesagt – gewannen.

Niemand von den Aufsehern verfolgte sie. Offenbar hatten sie noch gar nicht gemerkt, dass es zwei Gefangene geschafft hatten, zu entkommen.

Bald konnten Mike und Amunseneb mit einiger Gewissheit sagen, dass sie in Sicherheit waren. Die Häuser und Paläste Thebens waren in Sicht, und auf dem Nil herrschte ein reger Bootsverkehr. Sie erregten keinerlei besondere Aufmerksamkeit. Mike war froh darüber, dass man in diesem Zeitalter die beliebte gestreifte Gefängniskleidung noch nicht erfunden hatte. Sonst hätte die Sache wahrscheinlich doch ungünstiger für ihn und seinen Fluchtkollegen ausgesehen.

»Wo willst du jetzt hin, Hunter?«, erkundigte sich der Priester unterwegs.

»Dort wo du auch hinwillst, Freund Amunseneb«, gab ihm Mike zur Antwort.

Der Priester war so überrascht, dass er sogar das Weiterrudern fast vergaß.

»Wo ich auch… Es gibt nur einen Ort, den ich aufsuchen kann, Hunter – den Tempel des unvergleichlichen Amun. Allein dort kann ich Zuflucht finden, um den Nachstellungen der verfluchten Aton-Knechte zu entgehen.«

Mike nickte gleichmütig. »Genau das habe ich mir gedacht. Und deshalb…«

»Du willst auch in den Tempel des Unvergleichlichen?«

»Ja.«

»Aber das ist unmöglich! Nur die Auserwählten und Geweihten dürfen dort Einkehr halten.«

»Meinst du nicht, dass ich inzwischen auch zu den Auserwählten gehören dürfte?« Mike grinste schief. »Immerhin habe ich mir Verdienste um Amuns Tempel verdient. Ohne mich würdest du noch im Hause der Strafe sitzen und darauf warten, dass dich die Aton-Knechte ins Reich des Osiris schicken!«

»Das ist wahr«, musste der Priester zugeben.
»Na also!«
Amunseneb blickte ihn forschend an. »Du hast einen ganz bestimmten Grund, aus dem du mich in den Tempel des Unvergleichlichen begleiten willst, nicht wahr? Ich kann es förmlich in deinem Gesicht lesen, Freund Hunter.«
»Du bist ein guter Menschenkenner«, sagte Mike. »Ja, du hast Recht. Ich möchte mit dir in deinen Tempel kommen, weil ich dich bitten möchte, dort etwas für mich zu tun!«
»Und zwar?«
Mike antwortete nicht sofort. Er überlegte. Sollte er dem Priester reinen Wein einschenken? Amunseneb gefiel ihm. Der Mann machte einen rechtschaffenen und klugen Eindruck. Dass er Amun diente, einem Gott, der ebenso zweifelhafte Charakterzüge besaß wie die katzenköpfige Bastet, durfte man ihm nicht zum Vorwurf machen.
Alle ägyptischen Götter, einschließlich dieses Aton, der jetzt den Herrscherstab schwang, waren so. Ja, er würde Amunseneb ins Vertrauen ziehen, so weit das erforderlich war.
»Erinnerst du dich, dass ich dir erzählte, aus einem fernen Land zu stammen, Amunseneb?«
Der Priester nickte. »Aus einem fernen Land, das noch im Norden von Chatti liegt.«
»Es ist dasselbe Land, aus dem die mächtige Dienerin kam, die die falsche Ordnung Atons stürzen soll!«
»Oh!«
»Die mächtige Dienerin Bastets…«, sprach Mike weiter. »Ich kenne sie gut. Ich kenne sie sogar sehr gut!«
Wieder fielen dem Amun-Priester fast die Riemen aus der Hand.
»Du… du … kennst …«
»Um es genau zu sagen… die Dienerin der Erhabenen ist die Frau, die ich liebe! Ich bin nur deshalb ins Land Kernet gekommen, um sie zu suchen und ihr in ihrem Kampfe beizustehen!«
Amunseneb war überrascht, natürlich. Aber er war nicht geschockt. Offenbar hielt er es durchaus für möglich, dass Mike mit einer Frau verbunden war, die das ganze Reich retten sollte. Mike hätte nie gedacht, dass man mit ein paar Karate- und Jiu-Jitsu-Tricks so viel Eindruck schinden konnte.
Er grinste leicht. Wer wusste es schon? Vielleicht verlieh man ihm demnächst auch noch den Status eines Vaterlandsretters!
»Was soll ich für dich tun, Freund Hunter?«, fragte Amunseneb nach einer kurzen Weile.
»Nicht viel eigentlich«, erwiderte Mike eifrig. »Ich möchte nur, dass dein Tempel mit dem der Erhabenen Bastet Verbindung aufnimmt. Mein Wunsch wäre es, mit der obersten Priesterin der

Katzenhäuptigen zu sprechen. Mit dieser Frau, aus deren Mund auch die Weissagung kam. Neith… Neith … wie hieß sie doch gleich?«

»Neithschere!«

»Neithschere, ja! Glaubst du, dass du das für mich erreichen kannst, Freund Amunseneb?«

»Wir werden sehen, was der Tempel des Unvergleichlichen für dich tun kann!«

Mike jubelte innerlich. Vielleicht war es bald so weit, dass er Damona in die Arme schließen konnte.

Mit neuer Kraft tauchte er die Ruder in das bräunliche Wasser des Nils.

***

Der epileptische Anfall des Pharaos hatte sich gelegt. Echnaton war wieder Herr seines Körpers. Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass seine Glieder immer noch leicht zitterten. Daran trug aber nicht seine Krankheit die Schuld, sondern ganz einfach seine Furcht vor Damona.

Wie er da so auf dem Mosaikfußboden seines Schlafgemachs saß und mit scheuen Blicken die vier niedergeschlagenen Leibwächter und die Keule ansah, die wie von selbst durch die Luft gewirbelt war, wirkte er so gar nicht wie der mächtige Herrscher des oberen und unteren Reiches.

Das merkte er wohl auch selbst. Den letzten Rest seiner Würde zusammenkratzend, erhob er sich vom Boden. Aber das Zittern seiner Beine konnte er noch immer nicht unter Kontrolle bringen. Mit zuckenden Augenlidern blickte er Damona an.

»Du bist keine einfache Sklavin von der Insel Kreta«, stellte er unsicher fest. »Wer… wer bist du?«

Damona verschränkte die Arme vor der Brust, lächelte.

»Ich bin ganz sicher, Pharao Echnaton, dass du schon von mir gehört hast!«

Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Ich glaube doch!«, widersprach Damona. »Du kennst die Weissagung der Bastet-Priesterin Neithschere?«

Ja, Echnaton kannte die Weissagung. Und wie er sie kannte!

Wie von einem Hammerschlag getroffen, taumelte er zurück. Er stieß mit den Kniekehlen gegen die Bettkante und kippte hintenüber, sodass er auf das Bett zu sitzen kam. Das Zittern seiner Glieder verstärkte sich. Aschgrau war er im Gesicht geworden.

»Du… du bist …«

»Ja, ich bin die mächtige Dienerin der Erhabenen, deren Kommen Neithschere geweissagt hat!«

Echnatons Lippen arbeiteten, aber er brachte nicht mehr als ein paar

unverständliche Laute zustande. Er starb fast vor Angst und war nicht in der Lage, dies zu verbergen.

In diesem Augenblick rührte sich einer der Waffenschwinger. Er war aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht.

Damona machte eine herrische Geste.

»Befiel diesem Sohn einer zahnlosen Maus, sich zu entfernen!«, sagte sie mit harter Stimme zu Echnaton. »Folgst du meinem Wunsche nicht, würdest du es bereuen. Du hast gesehen, zu welchen Taten ich fähig bin!«

Die Furcht des Pharaos war groß genug, um Damonas Anweisung umgehend Folge zu leisten. Wenn er gewusst hätte, dass Damona derzeitig gar nicht in der Lage war, ihre magischen Fähigkeiten zu mobilisieren und damit ziemlich »harmlos« war, wäre er sicherlich nicht so bereitwillig gewesen. Aber zum Glück wusste er das nicht.

Der Leibwächter fuhr sich mit der Hand über den Kopf. Anscheinend begriff er noch nicht so ganz, was ihm und seinen Freunden eigentlich geschehen war. Dann aber bewies er, dass er ein unerschrockener Mann war. Trotz der vernichtenden Niederlage, die ihm Damona vorhin bereitet hatte, war er bereit, den Kampf wieder aufzunehmen. Er griff nach seiner Keule und sprang geschmeidig auf.

Keine Frage, dass er vorhatte, sich wieder auf Damona zu stürzen.

Aber der Pharao hinderte ihn daran.

»Geh!«, befahl er.

Seine Stimme klang zwar nicht besonders herrschermäßig. Dennoch gehorchte der Leibwächter sofort. Nach einem schwer deutbaren Blick auf Damona drehte er sich auf der Ferse um und schickte sich an, den Raum zu verlassen.

»Halt!«, rief ihm Damona nach.

Der Mann blieb stehen.

Damona deutete auf die drei anderen Männer, die nach wie vor ohne Besinnung auf den Platten lagen.

»Nimm diese Träumer da mit!«, wies sie ihn an.

Der Leibwächter zögerte. Fragend blickte er seinen Herrn und Meister an.

Echnaton nickte. »Tu, was sie sagt!«

Achselzuckend erfüllte der Mann seinen Befehl. Nacheinander packte er seine Kollegen an den Schultern und schleifte sie nach draußen. Dann machte auch er selbst, dass er davonkam.

»Und nun wieder zu uns, Pharao Echnaton«, sagte Damona befriedigt, als sie wieder mit dem König beider Reiche allein war.

»Bitte«, sagte Echnaton beinahe flehend, »ich habe getan, was du verlangtest! Was… was willst du noch?«

Damona lächelte.

Der Pharao schluckte. Scharf trat sein Adamsapfel hervor. Schweiß

perlte von seiner Stirn.

»Du… du willst mich töten!«, flüsterte er.

»Warum rufst du nicht deinen Gott zu Hilfe?«, fragte Damona spöttisch.

»Ich…« Echnatons Blick irrte ab zu seinem goldenen Stirnreif, der ein paar Yards neben dem Bett auf dem Boden lag.

Das Lächeln Damonas verstärkte sich. »Ich gestatte dir, das Ding an dich zu nehmen!«

Unglauben zeichnete sich im Gesicht des königlichen Herrschers ab. »Du gestattest mir…«

»Nimm deinen Aton-Reif!«

Jetzt war Echnaton nicht mehr zu halten. Er sprang auf, griff nach dem Reif wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm. Schon streifte er ihn sich über das Haar.

Eine auffällige Veränderung ging mit seiner Miene vor sich. Wurde sein Gesicht gerade noch von Furcht geprägt, so leuchteten jetzt wiedererwachtes Selbstbewusstsein und Triumph darin auf.

»So, Sklavin, jetzt wollen wir sehen, wer der Mächtigere von uns beiden ist!«, stieß er hervor.

Sein Vertrauen in die Magie seines Gottes Aton schien beträchtlich zu sein. Er schloss die Augen, stand ganz starr da.

Damona wusste, was er tat. Er konzentrierte sich, rief Aton an, um diesen zu bitten, ihm mit irgendeinem schwarzmagischen Zauber zu Hilfe zu kommen.

Ganz ruhig betrachtete sie den Pharao. *Sie* wusste, dass seine Bemühungen erfolglos bleiben mussten. Die Aura Atons, die den Reif erfüllt hatte, hatte sich verflüchtigt. Der Reif und das Bastet-Amulett, das sie selbst unter der Kopfhaut trug… beide waren regelrecht ausgebrannt. Mit ihrer Hilfe war es nicht mehr möglich, eine direkte Verbindung zwischen der diesseitigen und der jenseitigen Welt herzustellen.

Jetzt merkte das auch der Pharao.

Sein Mienenspiel wechselte wieder. Der Triumph verflog, die alte Angst kam zurück. Verstört schlug er die Augen auf. Er konnte es kaum fassen, dass er gescheitert war.

»Niemals hätte ich es für möglich gehalten«, flüsterte er fast tonlos. »Die Macht der Katzenhäuptigen ist größer als die des Einzigen und Wahren!«

»Nein!«, sagte Damona.

»Nein? Ich verstehe nicht…«

»Meine Macht ist stärker als die Bastets und Atons und all eurer Götter!«

Echnatons Lippen bebten. »Du bist nicht die Dienerin der Katzenhäuptigen?«

»Ich bin Niemandes Dienerin! Ich bin meine eigene Herrin!«
»Aber du sagtest doch soeben, dass du die Mächtige bist, die die Priesterin Neithschere in ihrer Weissagung…«
»Ja, die bin ich. Aber Neithscheres Prophezeiung wird nicht in Erfüllung gehen. Ich werde keine Hand rühren, um den Umsturz im Lande Kernet herbeizuführen.«
»Du wirst nicht…«
»Nein«, bekräftigte Damona. »Der Streit deines Aton mit den alten Göttern ist nicht meine Sache. Ich will nur eins! Und dabei sollst du mir helfen, Pharao Echnaton. Tust du es nicht, werde ich mir allerdings überlegen, ob ich Neithscheres Prophezeiung nicht doch wahrmache!«
Echnaton, der sich unterdessen wieder auf das Bett gesetzt hatte, beugte sich ruckartig vor. Er wirkte jetzt wie ein Vogel, der sich bereits im Netz des Gängers wähnte, nun aber eine Chance sah, seine Freiheit doch bewahren zu sonnen.
»Sag mir, was du verlangst«, erwiderte er eifrig. »Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um dir wohlgefällig sein zu können!«
Diese Worte hörte Damona gerne. Echnaton fraß ihr fast aus der Hand. Sie hatte ihn genau da, wo sie ihn haben wollte.
»Wie es in der Weissagung richtig heißt«, fuhr sie fort, »komme ich aus einem fernen, fernen Land. Aber nicht nur dies. Ich komme auch aus einer unsagbar fernen Zeit, die weit, weit in der Zukunft liegt. Durch eine Unachtsamkeit meinerseits gelang es der Katzenköpfigen, mich in diese Epoche zu versetzen. Und nun, ich gestehe es, finde ich den Weg nicht mehr zurück. Aber ich zweifle nicht daran, dass dein Gott Aton mir diesen Weg zeigen kann. Wenn du also willst, dass ich deine Herrschaft über das Land Kernet nicht antaste, dann sorge dafür, dass ich es wieder verlassen kann – zurück in meine eigene Zeit! Wirst du Aton bitten, mir zu helfen?«
Deutlich konnte Damona dem Pharao anmerken, dass er bei weitem nicht alles verstand, was sie ihm da erzählt hatte. Zwei Dinge jedoch waren glasklar: Er hatte immer noch eine panische Angst vor ihren magischen Kräften und er wollte sie so schnell wie möglich loswerden.
Das bestätigte er auch gleich.
Beinahe hektisch sprang er vom Bett hoch.
»Ja, ja, ja«, sprudelte es aus ihm heraus. »Ich werde den Einzigen und Wahren auf den Knien anflehen, damit er dir deinen Wunsch erfüllt!«
Damona lächelte befriedigt.
»Bis es so weit ist, bleibe ich dein Gast«, sagte sie launig. »Wenn du dafür sorgen würdest, dass man mir ein mir gebührendes Gemach zur Verfügung stellt?«
»Natürlich, natürlich!«
»Noch eins«, sprach Damona weiter. »Es versteht sich wohl von

selbst, dass es niemand wagt, mir nach dem Leben zu trachten. Obwohl ein solcher Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt wäre, ist mir dergleichen doch überaus lästig, du verstehst?«

Damona brauchte ihre Drohung, Neithscheres Weissagung doch Wahrheit werden zu lassen, gar nicht zu wiederholen.

Echnaton verstand auch so.

***

Amunseneb hatte es doch für besser gehalten, Mike Hunter nicht mit in den Tempel seines Gottes zu nehmen. Stattdessen hatte er ihn in einer versteckten Hafenkneipe in Theben einquartiert, dessen Besitzer den Amun-Priestern treu ergeben war.

Mike hatte sich nicht dagegen gewehrt. Er vertraute Amunseneb.

Wenn er sich nicht gewaltig irrte, würde der Priester tatsächlich alles versuchen, um ihm ein Gespräch mit der Bastet-Dienerin Neithschere zu ermöglichen.

Und er sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Noch am selben Abend gerieten die Dinge in Bewegung.

Mike saß in dem Lokal und spielte mit einem Leichenwäscher sowie einem Einbalsamierer ein in gewissen Kreisen sehr beliebtes Würfelspiel, das den bezeichnenden Namen Atons Tod trug. Er fühlte sich recht wohl, wozu auch der Genuss des einheimischen Bieres beitrug, das einen vorzüglichen, rauchigen Geschmack besaß.

Er hatte gerade eine Neun gewürfelt, was bedeutete, dass er gewonnen hatte, weil eine Neun dem Vierteilen Atons entsprach, als zwei Männer an seinen Tisch traten.

»Hunter?«

Mike blickte hoch. »Ja?«

Die beiden Männer tauschten einen Blick, nickten sich zu. Der eine griff in die Falten seines Lendenschurzes und holte etwas hervor. So dass es seine beiden Würfelgenossen nicht sehen konnten, hielt er es Mike hin.

Es war ein kleines Goldplättchen, in das ein Katzenkopf im Profil eingeprägt worden war.

Mike wusste sofort, was das zu bedeuten hatte. Das Porträt stellte ohne jeden Zweifel Bastet dar. Diese beiden Männer mussten Abgesandte aus dem Tempel der Katzenköpfigen sein.

»Folge uns, Hunter!«, sagte der eine von ihnen.

Wie sein Begleiter war er ein mittelgroßer Mann mit wenig einprägsamen Gesichtszügen. Augenfällig waren jedoch die kahl geschorenen Schädel der beiden.

Mike stand auf.

»Tut mir Leid, Freunde«, sagte er zu dem Leichenwäscher und dem Einbalsamierer. »Ich hätte gerne noch weiter mit euch gespielt, aber

die Pflicht ruft.«

Seine Zeche brauchte er nicht zu bezahlen. Dafür mussten seine beiden Würfelpartner aufkommen, denen er das Fell regelrecht über die Ohren gezogen hatte. Es zahlte sich halt aus, dass er sich in seinen Sturmund-Drang-Jahren die Luft von Soho hatte um die Nase wehen lassen.

Gemeinsam mit den beiden Kahlköpfigen verließ er die Kneipe.

»Wohin geht es?«, erkundigte er sich draußen auf der winkligen und recht schmutzigen Gasse des Hafenviertels.

»Die oberste Dienerin der Erhabenen erwartet dich«, bekam er Bescheid.

Na also – wer sagte denn, dass Margarine keine Kraft gibt?

Die Abgesandten des Bastet-Tempels lotsten ihn durch das Gassengewirr der altägyptischen Metropole. Zwischenziel war ein Hafenkai, an dem ein kleines Ruderboot auf sie wartete.

Mike stieg ein, und die beiden Glatzköpfigen legten sich in die Riemen.

Der Nil wurde überquert, was einige Zeit in Anspruch nahm. Unterwegs versuchte Mike, bereits jetzt einiges über Damona zu erfahren. Aber seine beiden Begleiter erwiesen sich als recht schweigsam und zurückhaltend.

»Neithschere wird dir alles sagen, was du wissen willst, Hunter«, beschieden sie ihn.

Achselzuckend gab Mike seine Versuche auf, mit den beiden ein richtiges Gespräch zu führen. Mit Austern war schlecht Konversation zu machen.

Schließlich war die Fahrt über den Strom beendet. Das Boot machte am anderen Ufer fest. Nicht an einem Landesteg, sondern in einem Schilfdickicht.

»Folge uns, Hunter!«

Das war gar nicht so einfach. Die Nacht war dunkel und das Gelände unwegsam. Nach dem Ufergestrüpp ging es durch einen flachen Sandgürtel, an den sich dann felsiger Boden anschloss.

Mike runzelte die Stirn. Hier sollte ein Tempel liegen – in dieser abgelegenen, öden Gegend?

Na ja, die Männer mussten es besser wissen. Außerdem erinnerte er sich daran, dass Amunseneb etwas von geheimen Zugängen erzählt hatte, über die sämtliche Tempel der alten Götter verfügen sollten.

Eine ganze Weile später wurde dann wirklich der geheime Zugang des Bastet-Heiligtums erreicht. Mike nahm ihn erst wahr, als er unmittelbar davor stand. Es war ein Spalt in den Felsen – gerade breit genug, um einen kräftigen Mann hindurchschlüpfen zu lassen.

Einer der beiden Männer ging vor. Im schwachen Schein des Mondlichtes sah Mike, dass der Glatzköpfige den Spalt durchschritt

und in dem Hohlraum dahinter verschwand.
Mike wollte ihm folgen.
Und erlebte eine große Überraschung. Hart prallte er gegen ein Hindernis und ging zu Boden.
Verblüfft starrte er auf den Spalt.
Verdammt, er sah kein Hindernis! Und so stockfinster, um es nicht wahrnehmen zu können, war es nun auch wieder nicht. Außerdem hatte er sehr scharfe Augen.
Der Ägypter, der noch bei ihm war, zeigte zum ersten Mal so etwas wie eine Gemütsregung. Er lachte.
»Nicht jeder kann den Tempel der Erhabenen betreten, Hunter!«, ließ er Mike wissen. »Nur wer unter ihrem Schutz steht, ist imstande, die Pforte zu durchschreiten.«
Mike rappelte sich wieder auf.
»Und wie komme ich rein?«, fragte er ärgerlich. »Offenbar stehe ich nicht unter dem Schutz Bastets!«
»Noch nicht«, sagte der Glatzköpfige. »Aber das wird sich sofort ändern.«
Er trat dicht an Mike heran und drückte ihm etwas gegen die Stirn.
Mike begriff, dass es sich um das Goldplättchen handelte, das in der Kneipe als Erkennungszeichen gedient hatte.
Es blieb an seiner Stirn haften, als sei es dort angewachsen.
»So, jetzt kannst du hineingehen«, sagte sein Begleiter.
Mike versuchte es zum zweiten Mal. Und nun hatte er nicht die geringsten Schwierigkeiten. In einer sich immer weiter verbreiternden Höhle fand er sich wieder. Der zweite Mann, der jetzt eine brennende Fackel in der Hand hielt, wartete auf ihn.
Mike durchschaute den Trick jetzt. Offenbar wurde der Zugang durch eine Art magischen Vorhang gesichert, der nichts durchließ, was nicht durch das Katzen-Amulett dazu befugt wurde.
Ein paar Augenblicke später war auch der zweite Glatzkopf zur Stelle.
Und weiter ging der Marsch – tief in den Berg hinein. Dann tauchte im Fackellicht ein unterirdischer See auf. Mehrere Ruderboote standen bereit.
Der See hatte einen Durchmesser von etwa zweihundert Yards.
Bald war er überquert.
Jetzt endlich war zu erkennen, dass diese unterirdische Welt nicht natürlichen Ursprungs war. Am anderen Ufer führten bearbeitete Treppenstufen zum Wasserspiegel hinunter. Auf dem oberen Treppenabsatz standen mehrere Menschen – Männer und auch Frauen.
Anscheinend eine Art Empfangskomitee für Mike.
So war es.
Zwei Frauen nahmen Mike in die Mitte und geleiteten ihn durch

mehrere Gänge ins Innere der Tempelanlage hinein. Mehrere Männer folgten ihnen auf dem Fuße. Was Mike etwas befremdete, war die Tatsache, dass diese Männer bewaffnet waren.

Na ja, vielleicht war diese Maßnahme auch berechtigt. Schließlich konnte hier niemand wissen, wie weit ihm zu trauen war.

Ziel des Marsches durch den Tempel war ein saalartiger Raum, der auf Mike einen umwerfenden Eindruck machte.

Nie in seinem Leben hatte er so viel Gold, Silber und Edelsteine auf einen Blick gesehen. Es glitzerte so sehr, dass er von der ganzen Pracht fast geblendet wurde. Fantastische Wandbilder, Statuen, kostbare Einrichtungsgegenstände überall.

Fast genauso beeindruckt war Mike allerdings von der Frau, die im Mittelpunkt des Saals präsent war.

Sie saß auf einem thronartigen Lehnsessel, der natürlich über und über mit Preziosen geschmückt war. Hinter dem Thron stand eine lebensgroße Statue der Katzengöttin, die aus purem Gold zu bestehen schien. Mikes Blicke wurden jedoch mehr von der Frau selbst angezogen.

Schön war sie, diese Frau, sehr schön. Sie hatte eine wohlproportionierte Gestalt, die von einem weiten, leuchtend azurblauen Gewand umschmeichelt wurde. Ihr ebenmäßig geschnittenes Gesicht hatte aristokratische, vielleicht etwas hochmütig wirkende Züge.

Und die Augen erinnerten Mike unwillkürlich an die… einer Katze.

Das musste Neithschere sein, die oberste Priesterin der Göttin Bastet.

»Du bist also Mike Hunter!«, begrüßte sie ihn, als er zwei Schritte vor ihrem Thron stand.

Mike blinzelte.

Mike Hunter?

Er konnte sich nicht erinnern, irgendwo seinen Vornamen genannt zu haben, seit er im Lande Kernet weilte. Besaß die oberste Priesterin die magische Gabe des Gedankenlesens?

»Ja«, sagte er irritiert, »ich bin Mike Hunter. Darf ich voraussetzen, dass du von den Amun-Priestern bereits über den Grund meines Kommens unterrichtet wurdest?«

»Du darfst«, antwortete Neithschere und lächelte katzenhaft.

»Und ich möchte dir sagen, dass ich sehr, sehr froh über dein Kommen bin, Mike Hunter!«

»Das freut mich«, gab Mike zurück, aber er begann sich insgeheim bereits zu fragen, ob wirklich ein Grund zur Freude vorlag. Die Art und Weise, in der die Priesterin ihre Worte betont hatte, gab ihm doch schwer zu denken.

Er schluckte, fragte dann: »Kannst du mir sagen, wo sich die Frau aus meiner Zeit jetzt befindet?«

»Damona King befindet sich im Palast des Pharaos in dessen Residenzstadt Achetaton.«
»Ah«, machte Mike. »Und was tut sie dort?«
Bereitwillig antwortete Neithschere: »Sie hatte den Befehl erhalten, den Ketzer Echnaton zu töten! Aber wie ich inzwischen von meiner erhabenen Herrin erfuhr, ist sie nicht gewillt, diesem Befehl Folge zu leisten. Und aus diesem Grunde, Mike Hunter, begrüße ich deine Gegenwart sehr!«
»Wie meinst du das?«, wollte Mike wissen, obgleich er bereits eine ganz bestimmte düstere Ahnung hatte.
Neithschere lächelte wieder ihr Katzenlächeln. »Oh«, sagte sie, »ich könnte mir vorstellen, dass deine Geliebte anderen Sinnes wird, wenn sie erfährt, dass du ansonsten eines furchtbaren Todes sterben wirst!«
Mike hatte es geahnt!
Er war in eine teuflische Falle gelaufen – teuflisch für ihn und für Damona.
Was konnte er tun?
Nichts konnte er tun!
Als er sich bewegte, spürte er die scharfen Schneiden von zwei Bronzeschwertern an seiner Kehle.

***

Damona King war wie vor den Kopf geschlagen.
Immer wieder las sie die Hieroglyphen des Papyrus, der auf verschlungenen Wegen in ihre Hände gespielt worden war.
Mike Hunter war in Ägypten!
Nicht im Jahre 1979 – nein jetzt!
Im Tempel der Katzenköpfigen…
Und Neithschere hatte gedroht, ihn umzubringen!
Damona hatte nicht die geringste Ahnung, wie Mike ins Land Kernet gelangt war. Aber dieser Gedanke war im Augenblick auch völlig untergeordneter Natur. Tatsache war, dass er da war und sich in höchster Gefahr befand.
Und während sie sich das unmissverständlich vor Augen führte, spürte sie, dass geheimnisvolle, aber wohl vertraute Kräfte ihren Körper durchpulsten.
Ihre magischen Talente waren aus ihrem Schlummerdasein erwacht!
Niemand war überraschter darüber als Damona selbst. Bisher war es immer so gewesen, dass sie nur dann auf ihre übersinnlichen Gaben zurückgreifen konnte, wenn sie sich selbst vom Tode bedroht sah. Nun aber war es auch geschehen, weil es um Mike ging.
Konnte es sein, dass die Liebe, die sie für ihn empfand, dabei eine Rolle spielte?
Ja, das mochte eine Erklärung sein. Im Grunde genommen aber

spielte es keine Rolle. Die Hauptsache war, dass sie jetzt wieder eine Frau war, die außerordentliche Dinge vollbringen konnte. Dinge, die den Taten der Götter durchaus ebenbürtig waren.

Und Damona zögerte nicht, ihre Kräfte auch sofort wirkungsvoll einzusetzen.

Der Tempel der Katzenköpfigen lag bei Theben, mehrere hundert Kilometer von Achetaton entfernt. Auf herkömmlichem Wege würde sie Tage brauchen, um diese Entfernung zu überbrücken. Aber in ihrer gegenwärtigen Phase war sie nicht auf herkömmliche Wege und Methoden angewiesen.

Damona konzentrierte sich, versuchte, sich die ganze Lage des Tempels ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei wurde sie sich bewusst, dass sie seine genaue Lage gar nicht kannte, da sie ihn nur von innen kennen gelernt hatte. Aber sie wusste, wo sich der geheime Eingang zwischen den Felsen befand, von dem aus der Tempel auf unterirdischem Wege erreicht werden konnte.

Ganz genau hatte sie den Felsspalt vor ihrem geistigen Auge.

Sie sah ihn näher kommen, näher und immer näher…

Und dann stand sie unmittelbar davor! Der Gedanke war Wirklichkeit geworden.

Über Damona dehnte sich der Nachthimmel aus. Ein leichter Wind, der aus der nahen Wüste herüberkam, wehte über sie hinweg.

Aufmerksam beobachtete Damona ihre Umgebung. War jemand von den Dienern oder Dienerinnen der Katzenköpfigen in der Nähe?

Nein, es schien nicht so. Sie war allein. Bisher hatte niemand etwas von ihrer Annäherung bemerkt. Man wähnte sie nach wie vor im Palast Echnatons.

Gut so…

Damona trat auf den gähnenden dunklen Spalt zwischen den Felsen zu. Sie wusste, dass er durch einen schwarzmagischen Vorhang gesichert wurde. Normalerweise wäre ihr Zutritt unmöglich gewesen, jetzt jedoch nicht.

Als sei sie gar nicht vorhanden, ging sie einfach in die magische Barriere hinein.

Lichtblitze zuckten auf, und kalte Feuerzungen leckten nach ihr, als schwarze und weiße Magie zusammenstießen. Die weiße Magie, Damonas Magie, siegte. Die Blitze verflüchtigten sich im Nichts, die Flammen erloschen.

Sie war hindurch.

Noch immer ließ sich keiner der Diener der Katzenköpfigen blicken.

Damona eilte durch die Felsenhöhle, erreichte wenig später den unterirdischen See.

Eins der Boote nehmen? Nein, Damona war in der Lage, den See weitaus effektiver zu überqueren.

Mit ihren magischen Kräften hob sie die Schwerkraft für ihren Körper auf. Sie wurde leichter als eine Feder und erhob sich mehrere Yards in die Luft. Dann schwebte sie über das stille Wasser hinweg.

Und da ihr diese Fortbewegungsmethode sehr zusagte, behielt sie sie auch bei, als sie am anderen Ufer ankam. Weiter schwebend bewegte sie sich den Gang entlang, der ins Innere des Tempels hineinführte.

Dann begegneten ihr die ersten Menschen – zwei Priesterinnen eines niedrigen Grades.

Die beiden schrien gellend auf, als sie Damona ansichtig wurden, und schlugen in fassungslosem Erstaunen und Entsetzen die Hände vor den Mund.

Damona kümmerte sich nicht um sie, flog einfach über sie hinweg und schlug die Richtung zum Thronsaal ein.

Weitere Anhänger der Katzenköpfigen kreuzten ihren Weg, darunter auch ein paar bewaffnete Männer.

Diese konnten ebenfalls nicht fassen, was sie da mit eigenen Augen sahen. Sie starrten zu ihr hoch, waren vor Verblüffung gar nicht in der Lage, etwas gegen sie zu unternehmen.

Nur ein Einziger konnte sich dazu durchringen, seinen Speer zu erheben.

Der Mann hatte keine Chance, die Waffe nach ihr zu schleudern.

Noch bevor sie seine Wurfhand verlassen konnte, setzte Damona ihre telekinetischen Kräfte ein und brach den Speer in der Mitte durch.

Und weiter schwebte sie durch den Tempel Bastets, schnell und lautlos wie ein Vogel. Noch bevor die Kunde von ihrem Erscheinen den Thronsaal erreichen konnte, war sie selbst dort.

Zwei Menschen waren anwesend – Neithschere… und Mike Hunter.

Beide sprachen miteinander, hatten sie noch nicht bemerkt; Mike befand sich in einer teuflischen Situation. An Händen und Füßen gefesselt steckte er in einem Glaskasten, der etwa einen Durchmesser von zwei Yards haben mochte. Der Kasten wurde durch eine Trennwand in zwei Hälften geteilt. In der rechten kauerte Mike, und in der linken waren… fünf Katzen.

Die Tiere waren außer Rand und Band, tobten wie besessen hin und her, fauchten, zischten und versuchten mit aller Macht, in Mikes Hälfte hinüberzukommen.

Damona erkannte auf Anhieb, was mit den Katzen los war: Sie hatten die Tollwut, die sie in reißende Bestien verwandelt hatte.

Nicht auszudenken, was sie mit Mike machen würden, wenn sie auf ihn losgelassen wurden.

»… warte ich nur auf die Unterrichtung durch die Erhabene«, sagte die Priesterin gerade. »Sollte deine Geliebte weiterhin ihre Pflicht versäumen, werden sich die Symboltiere der Göttin liebevoll um dich kümmern, Mike Hunter!«

Damona handelte.

Wie ein Raubvogel im Sturzflug stürzte sie sich auf den diabolischen Glaskasten. Mit einer telekinetischen Faust zerschmetterte sie eine der Wände – auf der linken Seite.

Die Katzen waren frei!

Und sie machten sofort Gebrauch von ihrer Freiheit. Mit bestialischem Fauchen stürmten sie aus ihrem Glasgefängnis heraus und griffen das einzige menschliche Wesen an, dessen sie habhaft werden konnten – Neithschere!

Schrill schrie die Priesterin auf, als die tollwütigen Tiere über sie herfielen und Zähne und Klauen in ihr Fleisch schlugen.

»Damona!«

Jetzt hatte Mike sie gesehen. Ein breites Lächeln glitt über seine Züge.

Auch Damona lächelte. Sie war glücklich, ihn gesund und unbeschadet vor sich zu sehen. Wie es aussah, war sie gerade noch zur rechten Zeit gekommen.

Für den Augenblick musste sie sich wieder von Mike abwenden.

Inzwischen hatte sich die Nachricht von ihrem Erscheinen anscheinend wie ein Lauffeuer im Tempel ausgebreitet.

Priester und Priesterinnen kamen in den Thronsaal gerannt. Wie erstarrt blieben sie stehen und blickten auf die oberste Priesterin ihrer Göttin, die sich wild schreiend auf dem Boden wälzte und vergeblich versuchte, sich der tollwütigen Katzen zu erwehren. Die Tiere hatten sich in ihr verbissen und schienen nicht gewillt zu sein, ihr Opfer wieder frei zu geben.

»Helft mir!«, heulte Neithschere gepeinigt. »Um der Erhabenen willen, helft mir doch!«

Ihre Schreie nahmen die Aufmerksamkeit der Priester und Priesterinnen weitgehend in Anspruch.

Das war Damona mehr als willkommen. So fand sie Gelegenheit, sich weiter um Mike zu kümmern.

Dazu brauchte sie nur wenige Sekunden.

Ein Yard über dem Boden schwebend, setzte sie wieder ihre telekinetischen Fähigkeiten ein.

Klirrend zerbarst das Glas von Mikes Gefängnis.

Sofort war sie bei ihm und umschlang ihn mit ihren Armen.

»Damona«, flüsterte Mike weich.

Wenn er die Hände frei gehabt hätte, wäre er ihr fraglos um den Hals gefallen, ungeachtet der Situation, in der sie sich beide befanden.

Damona war nicht undankbar dafür, dass er dazu jetzt nicht in der Lage war. Sie durfte sich nicht ablenken lassen, brauchte ihre ganze Konzentration.

Schon machten mehrere der Anhänger der Katzenköpfigen Anstalten,

sich ihrer »anzunehmen«.

Damona schloss die Augen, stellte sich das Gemach im Pharaonenpalast vor, das ihr Echnaton zur Verfügung gestellt hatte.

Die magische Kraft der Teleportation wurde in ihr aktiv.

Sie und Mike verschwanden aus dem Thronsaal der Katzenköpfigen…

… und rematerialisierten im Pharaonenpalast.

Gerettet!

Die Anspannung der letzten Minuten fiel wie eine schwere Bürde von Damona ab.

Und die magischen Kräfte verließen sie, um zu schlummern, bis sie wieder benötigt wurden.

Jetzt endlich hatte sie Zeit, sich Mike richtig zu widmen. Sie befreite ihn von seinen Fesseln. Und dann fiel sie ihm um den Hals und ließ zu, dass er dasselbe tat.

Erst nach einer ganzen Weile kam sie dazu, ihn zu fragen, wie und warum er ins Land Kernet gekommen war.

Leicht verlegen kratzte sich Mike am Kinn. »Du wirst es nicht für möglich halten, aber eigentlich bin ich gekommen, um dich zu retten, falls du in Lebensgefahr geraten solltest. Zu komisch nicht wahr?«

»Aber nein«, sagte Damona und drückte seine Hand. »Was sollte daran komisch sein?«

Eine Stunde später kam Echnaton, um zu berichten, dass sein Gott bereit war, sie ins Jahr 1979 zurückzuversetzen.

ENDE des Dreiteilers